Fr. W. Webers Dreizehnlinden

B. L. Tibesar

Fr. W. Webers

Dreizehnlinden.

Eine litterarische Studie

von

Dr. W. L. Tibesar,
Professor am großherzogl. Athenäum zu Luxemburg.

Zweite Auflage.

Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1896.
Zweigniederlassungen in Münster, Osnabrück und Mainz.

o

Fr. W. Webers

Dreizehnlinden.

Eine litterarische Studie

von

Dr. B. L. Tibesar,
Professor am großherzogl. Athenäum zu Luxemburg.

Zweite Auflage.

Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1896.
Zweigniederlassungen in Münster, Osnabrück und Mainz.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Vorliegende litterarische Studie, die als Programmarbeit für das großherzogl. Athenäum zu Luxemburg entstanden ist, war in erster Auflage für die Schüler unserer Anstalt bestimmt. Der nunmehr verstorbene Dichter von „Dreizehnlinden" hat uns seinerzeit seine hohe Befriedigung über unsere Arbeit wiederholt in freundlichster Weise ausgesprochen. Zu dieser erfreulichen Anerkennung kam seither der von kompetenter Seite mehrfach ausgedrückte Wunsch, unsere Studie möchte zum Zwecke des leichteren Verständnisses der Dichtung, sowohl bei der Lektüre als auch beim Unterricht, neu aufgelegt werden. Diese wohlwollende Anregung verdanken wir besonders Herrn Dr. M. Wetzel, dem Herausgeber des „Gymnasium" in Paderborn. Wir entsprechen diesem Wunsche um so lieber, als eben dadurch unser eigentlicher Zweck, zur besseren Würdigung der herrlichen Dichtung in weiteren Kreisen beizutragen, in vollkommener Weise erreicht wird.

Luxemburg, im November 1895.

Der Verfasser.

Einleitung.

Seit langen Jahren ist keine Dichtung von größerem Umfange erschienen, die im Publikum eine so günstige Beurteilung und eine so wohlwollende, erfreuliche Aufnahme gefunden hat, wie die epische Dichtung „Dreizehnlinden" von Fr. W. Weber. Allerdings wurde vor 40 Jahren Redwitz' „Amaranth" mit großem Jubel begrüßt, weil damals dieser Dichter mit großem Mut als katholischer Dichter auftrat und so mit einem Mal sich die Sympathie aller deutschen Katholiken erwarb. Aber in Bezug auf innern Gehalt und Kraft der Darstellung kann sich „Amaranth" mit „Dreizehnlinden" nicht messen. Auch Scheffels „Trompeter von Säckingen" hat sich in raschem Zuge den ungeteilten Beifall von jung und alt erworben, und derselbe war nicht unverdient. In den heiteren Kreisen der akademischen Jugend, in der Studentenwelt überhaupt wird der „Trompeter" immer eine beliebte Dichtung bleiben; aber in Bezug auf hohen Ernst und nachhaltige Wirkung läßt er sich mit „Dreizehnlinden" nicht vergleichen; der „Trompeter" erscheint gegen „Dreizehnlinden" „wie eine launige Schnurre", nach dem Ausdruck von Prälat Dr. Hülskamp.

Der Dichter von „Dreizehnlinden" ist der am 5. April 1894 verstorbene kgl. preußische Sanitätsrat Dr. Friedr. Wilh. Weber, geboren 1813 zu Alhausen in Westfalen, von 1861—1892 Landtagsabgeordneter und Mitglied des Centrums.[1]

Die schweren Kämpfe einer mühevollen Jugend, welche der Dichter selbst in dem herrlichen Gedichte „Am Amboß" schildert, verbunden mit den tiefreligiösen Grundsätzen, die den katholischen Westfalen eigen sind, mußten aus dem talentvollen Jüngling den gediegenen, entschiedenen Charakter machen, welcher aus

[1] Für nähere biographische Details verweisen wir auf Keiters Studie, 4. Auflage. Paderborn, Schöningh; besonders auf die kurz nach dem Tode des Dichters erschienene authentische Biographie des Dichters von Hoeber. Paderborn, Schöningh.

jeder Seite, man möchte sagen aus jeder Zeile seiner Dichtung hervorleuchtet.

„Dreizehnlinden“ erschien zum ersten Male 1878, als der Dichter bereits 65 Jahre zählte. Bis dahin hatte Weber zwar einige Übersetzungen veröffentlicht, und seine Freunde kannten ihn wohl auch als Poeten; aber durch eigene Dichtungen war er dem Publikum noch gar nicht bekannt. Und so ist es wirklich wunderbar, wie der Dichter, gleichsam ohne vorhergehende Probefahrt auf dem Pegasus, so mit einem Male als sattelfester, kunstgeübter Meister erscheint, indem er eine Dichtung von solcher Ausdehnung und so hoher Vollendung und Schönheit lieferte. „Erst am Abend seines Lebens,“ wie Dr. Hüffer sagt, „hat er den in ihm schlummernden ‚Zauberwald‘ der Poesie mit einem Schlage zu voller Blütenpracht erweckt.“ Merkwürdig ist, was der Dichter selbst über die Entstehung seiner Dichtung sagt. Am Schluß von „Dreizehnlinden“ heißt es:

Und in langen Winternächten
Fuhr ich fort getrosten Mutes
Einsam Reim an Reim zu flechten.

Und im Jahre 1884 schrieb er an Gymnasialdirektor Dr. Wernecke in Montabaur: „Der erste Plan zu dem Werke fällt in das Jahr 1874 oder 1875, der sich nach und nach ausbaute und abrundete. Einzelne Stücke wurden ganz oder teilweise aufgeschrieben — vielleicht der zehnte Teil des Ganzen. Am 21. Oktober 1877 wurde der Landtag in Berlin eröffnet. Ich wohnte damals Ritterstraße Nr. 1. Da entschloß ich mich, das Ding fertig zu machen, und schrieb, wann ich Lust hatte, und als ich in die Weihnachtsferien ging, legte ich meiner Tochter das säuberlich geschriebene Manuskript unter den Christbaum. Wie das alles entstanden ist, weiß ich nicht zu sagen. Mir kam vor, daß es so oder doch nicht weit anders sein müsse, und da habe ich es so gemacht, wie es mir vorkam.“

Specielle Vorstudien brauchte er übrigens kaum zu machen, da in seiner Jugend altdeutsche Sprach- und Geschichtsstudien immer ein Gegenstand seiner Vorliebe gewesen waren.

Die Dichtung wurde mit unglaublicher Begeisterung aufgenommen: Von dem Jahre 1878 bis 1895 sind 70 Auf-

lagen erschienen; sie ist ins Französische und Englische übertragen; ihre Lieder sind vielfältig in Musik gesetzt, und die Malerei hat Illustrationen dazu geschaffen, die sie noch täglich vermehrt. Die entschieden katholische Dichtung wurde von Katholiken wie Akatholiken — wir hätten beinahe gesagt von Freund und Feind, aber sie hat eben keine Feinde — so sympathisch aufgenommen und beurteilt, daß der Kritik beinahe von vornherein das Wort abgeschnitten ist. Der katholische Dichter hat einmal mehr de facto dargethan, daß die katholische Lehre der wahren Kunst nicht fern steht, noch sie verschmäht, sondern sie gerade fördert, wie übrigens auch die Geschichte darthut.

Die wohlgefällige Aufnahme unseres Epos zeigt sich besonders in den Urteilen der Presse. Während die „Amaranth" in den Weimarer Jahrbüchern zu ihrer Zeit eine kritische Abfertigung gefunden hat, die sie in Bezug auf Entwickelung der Handlung und Charakterzeichnung vollständig verurteilt, ist über „Dreizehnlinden" jedermann des Lobes voll. Die „Kölnische Zeitung" schrieb 1880: „Der Erfolg dieses liebenswürdigen Buches ist nicht durch Reklame gemacht, sondern durch Wert und Verdienst rechtlich erworben. Wir begrüßen dieses poesievolle, mit dem Geist und Griffel eines wirklichen Dichters geschriebene Epos bei seinem abermaligen Erscheinen mit herzlicher Freude. Der Wohllaut der Sprache wirkt so musikalisch, daß man meint, ein Minnesänger müsse alle diese Lieder lebendig vorgetragen haben." — Ähnlich äußert sich das „Berliner Tageblatt" 1881: „Über alle politischen und religiösen Bedenken hinweg, welche dieses Buch von der großen Mehrheit des deutschen Volkes trennen, muß die poetische Kraft und reine Empfindung dieses echten Dichters anerkannt werden." — Andere Preßorgane äußern sich: „Hier kann die Kritik wirklich einmal wieder mit strengerem Maße messen; sie wird nur weniges zu leicht finden, das meiste dagegen als vollwichtig gelten lassen müssen." — „Eine Dichtung voll poetischen Zaubers," sagt die „Post", „meisterhaft abgerundet, und gehaltvolle Formvollendung und Gedankenreichtum dieses gediegenen Werkes werden ihm sicher die allgemeinste Verbreitung verschaffen, die wir demselben aufrichtig wünschen können." — Wieder andere: „Wir haben hier ein hohes Lied

von Sachsennot und Sachsentreue vor uns. Die Dichtung zeichnet sich durch Kraft, Kürze und Originalität aus; Sprache und Versbau sind geradezu vollendet.“ — „Welch köstliche Gabe,“ sagt die „Evangelische Kirchenzeitung“, „köstlich nach Inhalt und Form, bietet uns der anspruchslose Verfasser, eine Gabe, deren Wert wir uns dadurch nicht verkümmern lassen, daß die katholische, bezw. ultramontane Presse dies Werk eines katholischen Dichters . . . sozusagen als ein Tendenzstück im Sinne des Centrums in Anspruch nimmt, . . . während wir nicht umhin können, den ökumenischen Charakter der Dichtung zu betonen, an welcher nicht nur die verschiedenen Konfessionen, sondern auch alle politischen Parteien Deutschlands bei unbefangener Auffassung ihre herzliche, ungetrübte Freude haben mögen.“ — „Man wird wenig Gedichte finden,“ sagen die „Hist.-pol. Blätter“, „wo so gar nichts zu viel ist, wo so völlig Wort und Gedanke sich decken.“ — „So lange wir eine deutsche Litteratur haben,“ meint ein amerikanischer Recensent, „wird dieses Epos angestaunt werden als eine der edelsten und schönsten Perlen deutscher Poesie.“ „Wer Verständnis hat für Erinnerungen, die wie Nebelbilder aus den dunklen Tagen der Vorzeit aufsteigen; wer ein Ohr hat für die Lieder des Waldes, für die tausend Stimmen der Natur; wer ein Herz hat für das Vaterland und Sinn für die Eigenart der Heimat; wer verstehen mag und mitempfinden Kampf und Leid des Menschenherzens: ihn wird das Lied Webers anziehen und erfreuen und erheben.“ — „Es gehört zu dem Besten, was in neuerer Zeit, was seit langem gedichtet worden ist.“ —

Schließen wir die Reihe öffentlicher Lobsprüche, die noch lange nicht erschöpft ist, mit der gleichsam offiziellen Anerkennung, welche das Centrum des preußischen Landtages dem Dichter hat zu teil werden lassen. Am 14. Januar 1887 feierte die Centrumsfraktion des preußischen Abgeordnetenhauses das 25jährige Jubiläum ihres Mitgliedes in festlicher Weise, und im Namen aller Fraktionsgenossen hielt der Abgeordnete Hüffer an den ehrwürdigen Jubilar eine Ansprache, worin er, dessen Verdienste als Abgeordneter rühmend, den Dichter erhebt, indem er sagt: „Mitten in der schärfsten Hitze des parlamentarischen Streites erscholl mit einem Male dein herrliches Lied

von Dreizehnlinden. Dieses Lied, ein Hochgesang des echten und wahren Kulturkampfes, durch welchen dereinst nicht so sehr der „Apostel in der Brünne“ als die milde Lehre des Kreuzes im Munde frommer Mönche das Heidentum unserer Väter innerlich überwunden hat, erklang wie eine glorreiche Prophetie von dem glorreichen Ausgange unseres gemeinsamen Ringens gegen den Andrang eines neuen Heidentums. . . . Weit in die Lande ist dein herzerhebender Sang gedrungen und hat mit den ihm folgenden schönen Liedern eine ungeahnt wachsende, begeisterte Aufnahme in den breitesten Schichten unseres Volkes, ja weit über die Grenzen unseres Landes hinaus gefunden. Die Zeitgenossen preisen den Dichter, der während seines Mannesalters am „Amboß“ schwerer Arbeit gestanden und erst am Abend seines Lebens den in ihm schlummernden „Zauberwald“ der Poesie mit einem Schlage zu voller Blütenpracht erweckte. Wir aber, die dich mit freudigem Stolze den Unsrigen nennen, lieben und verehren in dem gottbegnadeten Dichter vor allem den edeln, hochherzigen, selbstlosen Mann, den treuen, unwandelbaren Freund und Fraktionsgenossen. . . .“

Am 16. Januar, dem 75. Geburtstag Windthorsts, vereinigte ein Festbankett die Mitglieder des Centrums zur Feier der beiden Jubilare, wobei der hochverehrte Fraktionsführer das Wort ergriff, um den Abgeordneten-Jubilar zu feiern als den Dichter, der christlich denkend und christlich fühlend das deutsche Wesen in seiner ganzen Tiefe in dem herrlichen Sang von „Dreizehnlinden“ erfaßt und geschildert hat.

Wenn solch gediegene Vertreter der öffentlichen Meinung sich in solcher Weise über die Dichtung äußern, so dürfen wir von vornherein mit großer Freude und Genugthuung uns der Lektüre und dem Studium des herrlichen Epos hingeben.

Inhaltsangabe und Entwickelung der Handlung.

(I.) Mit der Wiederkehr des Frühlings ist überall neues Leben erwacht; fröhliches Treiben und heitere Regsamkeit erfreuen das Auge; Vogelsang und muntere Lieder erfüllen Wald und Flur: allüberall ist Freude und Wonne. Da kann der Dichter nicht widerstehen: auch in seinem Herzen werden Lieder wach, alte Lieder, die uns erzählen von Elben und Zwergen, von Ereignissen „aus der Vorzeit dunklen Tagen", von Heidenleuten, Christenleuten, die vor tausend Sommern durch den Nethegau, sein eigenes Vaterland, geschritten; von einem Sachsenjüngling, der nach schweren Kämpfen mit den Franken noch schwereren Streit mit sich selbst durchmachte, bis er sich zum Christentum bekehrte; von einer Jungfrau stillem Weh; von einer Greisin finstrem Grollen, die mit Gewalt den alten Glauben und die alten Götter retten und halten will; von dem leisen Walten christlicher Mönche, die durch „Lieb' und Lehre Trotz und Wahn" überwanden. Das „alles will zu einem Liede dumpf und hell zusammentönen". Und dieses Lied soll gewidmet sein den Westfalen, des Dichters Landsleuten. Ist ja doch der Held seiner Dichtung ein Sachse, „ganz wie sie und ihresgleichen". Dieses Lied, es ist der Sang von Dreizehnlinden. Mag auch ein Uhu dagegen murren, weil die Poesie unnützes Zeug sei — „bestes Klingen ist für ihn nur das Klingen des Metalles" —, der Dichter läßt sich nicht beirren; er widerlegt den Uhu und will sein Lied singen. Denn Kunst und Poesie sind noch nicht verschwunden,

Und die Amsel hat ihr letztes
Lied noch lange nicht gesungen;

Und die Nachtigall im Busen,
Sie wird jubeln, sie wird klagen,
Jeden Lenz, so lang auf Erden
Rosen glüh'n und Herzen schlagen. (S. 8, Str. 2 u. 3.)

Der Dichter hat recht, und wir wollen mit Freuden den süßen Tönen horchen, die er seiner dichterischen Harfe entlockt.

(II.) Jüngst erst waren weise Männer
Angelangt aus fremden Reichen,
Segensworte auf den Lippen,
In der Hand das Friedenszeichen. (S. 10, 3.)

In die heidnischen Sachsengaue waren christliche Mönche eingezogen, Söhne des hl. Benedikt,

Stille Siedler, die sich mühten,
Mit dem Spaten wilde Schluchten,
Wildre Herzen mit der Lehre
Lindem Samen zu befruchten. (S. 10, 6.)

Erst bauten sie Haus und Kirche des Konvents zu Dreizehnlinden, pflegten dann Acker- und Gartenbau, sowie Obstzucht:

Reuteten des Urwalds Riesen,
. . . .
Daß im Thale wohl umfriedet
Grünten menschenholde Ähren,
. . . .
Pfropften milde Südlandsreiser
Auf des Nordens herbe Stämme. (S. 11.)

Dann richteten die Mönche ihre Thätigkeit auf das geistige Gebiet, ein reiches Feld, doch schwer zu bauen.

Traun, da gab es viel zu rupfen,
Viel zu zähmen und zu zanken,
Viel zu zerren und zu zupfen
An den ungezognen Ranken.

Auf den braunen Eichenbänken
Saß die Brut der Sachsenrecken,
Junge Bären; Riesenarbeit
War's, sie bildend zu belecken. (12, 2 u. 3.)

Unterricht im Lesen, im Schreiben, besonders in der christlichen Lehre, endlich höherer Unterricht in den Fächern des Triviums und Quadriviums für die Begabteren: das war ihre Arbeit auf dem Gebiete des Geistes. Blieb ihnen noch Zeit, so schrieben sie in herrlichen Manuskripten die alten klassischen Schriften ab, um sie treu den künftigen Geschlechtern zu erhalten.

Rot und blau und grün und golden
Schimmerten die Anfangslettern,
Reich umrankt von Blumendolden
Und von traumhaft bunten Blättern. (14, 6.)

Der unverdrossenen Arbeit, die Sommertag' und Winternächte diese schwarzen Krieger auf dem weißen Pergamente angestrengt beschäftigte, verdanken wir die Schätze der antiken Litteratur.

Auch die Waffen wußten sie zu führen, war es, um einen Festtagsbraten zu erbirschen, war es, um Feinde zu verjagen. Doch vor allem

Früh und spät zum Himmel schallte
Ihrer Hymnen und Gebete
Bange Klage, die für alle
Und für sie um Einlaß flehte. (16, 6.)

(**III.**) Nicht weit vom Kloster Dreizehnlinden lag im Hügelhang an den Ufern der Brucht der Habichtshof, der Edelsitz eines der ältesten Geschlechter des Sachsenvolkes. Eben kam Elmar, der letzte Sprößling des Falkengeschlechtes, mit seinem Gesinde von der Jagd. Einen Bären hatte er erlegt, dessen Pelz er dem Gaugrafen von Bodinkthorpe verehren wollte, um ihn zu entschädigen für die Angst, die der ungeschlachte Brummer jüngst dem Grafen und seiner Tochter bei der Heimkehr vom Eschenberg verursacht hatte. „Traun, er hätt' ihn laufen lassen, ihn, den Herrn von Wald und Heide"; aber „allzu bärenhafte Laune war's, ein Mägdlein zu erschrecken". Elmar gab seine Befehle, für Jäger und Meute Sorge zu tragen, grüßte freundlich mit der Lanze und sprang hinan des Saales Stufen. — Wie sah heute der kraftvolle Jüngling blühend aus vom frischen Gang! „Heller war sein blaues Auge, voller die gebräunte Wange". Doch im Saale schallten seine Schritte einsam und verloren. Waffen, Jagd- und Siegestrophäen der Vorfahren blickten von den Wänden; aber kein fröhliches Leben erfüllte die öden Räume. Elmar war allein, der letzte Sprößling der Falken.

Wie der edle Stamm der Sachsen selbst in seinen Gauen, unentwegt vom Sturm der Völkerwanderung, wurzelfest saß wie seine Eichen, treu den Göttern und den Sitten der Väter, so war auch von jeher der Habichtshof der Sitz des Falkengeschlechtes gewesen. Unter Linden und Ulmen lagen, mit

Stroh gedeckt, die weitläufigen Gebäude; weithin dehnten sich Wälder und Kämpe aus; Bergesfirst und rinnend Wasser schied die Mark seit Väterzeiten. „An derselben Feuerstätte hausten Sohn auf Sohn die Falken.“ Da kam der Krieg mit Karl dem Großen. Alfrik, Elmars Vater, brachte aus den heißen Kämpfen tiefe Wunden mit; doch im Herzen saß die tiefste, und alle Sorgfalt Irmintrudens, seiner Gattin, und alle Zaubersprüche Swanahilds, der greisen Priesterin, sie waren vergebens. Der Vater starb. Badurad, Elmars Oheim, Bischof von Paderborn, wollte die Erziehung des Knaben übernehmen. Wie sehr es ihn auch schmerzte, „daß sein eigenes Blut starres Sinns dem Kreuz den Rücken kehrte“, er wurde nicht angehört: Väterbrauch und Väterglauben sollte der junge Falke lernen; „Götter fürchten, Franken hassen!“ mahnte die Drude unablässig, und so ward der Knabe einem Hausfreund aus dem Friesenlande, dem Wodanspriester Thiatgrim, anvertraut, um „Maß und Männerbrauch zu lernen“. Runenschrift und nordische Weisheitssprüche, Götterlehre und Heldenmären, die Lieder von den Nibelungen und der Gudrun, das waren die Dinge, in denen er unterwiesen wurde. Aber bei allem war Beginn und Ende:

„Sonder Wanken, sonder Schwanken
Fluch und Haß dem welschen Feinde,
Fluch und Haß dem Gott der Franken!“ (25, 4.)

Wie mußten sich in der jungen Seele heidnischer Aberglaube und Abneigung gegen die neue Religion des Christentums festsetzen!

So wuchs der Knabe zum Jüngling heran, stark und stattlich. Sein Gemüt ward still und träumerisch. Dachte er an die Heimat? an die Mutter? oder an Hildegunde, des Gaugrafen Tochter, seine Jugendgespielin, die er einst aus dem Weiher gerettet, und die mit einem Kuß ihm die Lippen versiegelt hatte, daß er zu Hause den Unfall nicht verrate? Thiatgrim sann hin und her, konnte aber aus dem schweigsamen Sachsen nicht klug werden. „Ist der Falk des Käfigs müde?“ murrte er und sandte ihn zu Thorkell, dem nordischen Seekönig,[1] damit er auf den Wikingsfahrten gegen die Franken die Kraft seiner Flügel erprobe.

[1] Der 815 Irland eroberte und 30 Jahre in der Botmäßigkeit erhielt. Vgl. Weiß, Weltgeschichte, Bd. 2, I. 2, S. 863.

Nun begann für Elmar ein frohes, bewegtes Leben, und herrlich entfalteten sich Körperkraft und Geistesgaben.

Thoralil, des Wikings Schwester, würde ihn gern an ihre nordische Heimat gefesselt haben; doch plötzlich kam aus Sachsen ein Bote von der kranken Mutter, und Elmar mußte fort. Als er nach Hause kam, war die Mutter tot.

Einsam und verlassen saß nun der jugendliche Herr vom Habichtshofe und schaute trübsinnig in die nebelgraue Herbstlandschaft. Was sollte er für die Zukunft anfangen? der Jagd pflegen? oder wie Winnemar, sein großer Ahne, die Drachen töten? oder wie der Vater in den Krieg ziehen gegen die Franken? Er kommt zu keinem Entschluß. Soll er mit den Schalken das väterliche Erbgut bebauen? Soll er sich den Franken fügen, gar das Christenwasser nehmen? oder soll er den alten Haß schüren, um den Rachekrieg zu beginnen? Soll er gar den frommen König Ludwig zum Zweikampf auffordern, um das Los seines Vaterlandes zu entscheiden?

„Leere Nacht, wohin ich schaue!
Hand und Fuß umwob die Norne
Mit des Schicksals dunklen Fäden,
Die sie spann in ihrem Zorne.“ (30, 5.)

Der treue Diethelm hätte so gern die trüben Gedanken seines Herrn verscheucht. Er erklärte ihm, wie während seiner Abwesenheit das weiße Fohlen allmählich zahmer unter dem Frankensattel ging, und manches lodernde Feuer in sich zusammengebrannt, ja, sogar der Haß des neuen Glaubens vielfach geschwunden war. Aber Elmars Trübsinn schwand nicht; er hatte eine geheime Quelle: in der herbstlich-traurigen Einsamkeit war ihm der Gedanke an Hildegunde so klar vor die Seele getreten; allein sie war im Christenglauben erzogen, und er war Heide; sie gehörte zu dem Volk der Franken, denen er mit seinen unterjochten Stammesgenossen ewigen Haß geschworen hatte: Lieben und Hassen stritten um sein Herz. Daher seine Ratlosigkeit. Diethelm hatte sein Geheimnis erraten. „Elmar, du bist krank an schlimmer Stelle; Freia helfe!“ sprach der Alte, indem ihm eine Thräne in den Bart rann, und er verließ den Saal.

Da kam ein Bote aus dem Norden, um Elmar zur Wikingsfahrt nach Bretland einzuladen. Ragnar Lodbrok, der

Dänenkönig, hatte den tributpflichtigen Ella zum Gehorsam zwingen wollen; ein Sturm zerstörte seine Flotte an der britischen Küste, und mit den Trümmern seines Heeres wurde er von Ella leicht überwunden und lebendig in den Schlangenturm geworfen. Aber sein grausig mutiger Todesgesang, während die Untiere ihn zerfleischten, war wie ein ungeheurer Racheruf durch den ganzen Norden erklungen. Thorkell erhob sich, und alle Schwertgenossen früherer Wikingsfahrten sollten am Rachezug teilnehmen. Elmar durfte nicht fehlen; auch Thoralil entbot ihm Grüße. Das war ein Wort der Erlösung für den kühnen Falken, das war der Ausweg aus seinem dunkeln Labyrinth. „Diethelm“, rief er fröhlich, „rüste mir die Rosse!“

In der Hitze seines stürmischen Gemütes hat er nicht bedacht, daß er seinem eigenen Volke den Rücken kehren will. Der treue Diethelm muß ihn an die gebieterische Pflicht mahnen:

„Ist des Leirekönigs Rache
Deine eigne, deines Hauses,
Deines Volks gerechte Sache?
. . . . (35, 6.)

Doch du denkst nur an dich selber,
Vor dir selber willst du fliehen;
Deine Qual, durch alle Meere
Rastlos wird sie mit dir ziehen.“ (38, 1.)

Und als hätte er zu scharf gesprochen, bat der gute Alte, seinem Schmerz die herben Worte zu verzeihen. Aber er hatte recht. Elmar sah es ein und blieb.

(IV.) Seit der Gründung von Dreizehnlinden hatte das Christentum bereits große Fortschritte im Sachsenlande gemacht, und kräftig erklangen bei der Mette im Kloster die Stimmen sächsischer Mönche. Eben erscheinen sie zum nächtlichen Gebet im Chor, an der Spitze Abt Warin, Sohn Ekberts, des Sachsenherzogs, Kampfgenosse Rolands bei Ronzeval. Ihm folgt Markward, der treffliche Prior, der bald Elmars Lehrmeister werden sollte; nach ihm die ganze Reihe der Mönche, zehn Väter und fünf Brüder, ehrwürdige Gestalten, manche nicht ohne heitern Zug, und die wir, so wie sie eintreten, kennen lernen, indem wir Herkunft, Jugendgeschichte,

Beschäftigung im Kloster und sogar ihren augenblicklichen Gedanken erfahren. Bis auf zwei waren sie alle Kinder des Sachsenvolkes.

Jetzt zu Gottes Preis und Ehre
Klang ihr Lied, und jubelnd schallt' es
In die Berge weit, und jubelnd
Aus den Bergen wiederhallt' es. (60, 3.)

(V.) Während das Christentum immer fröhlicher und freier aufblühte, und die Berge von christlichen Gesängen wiederhallten, versammelte der heidnische Opferdienst seine Teilnehmer scheu und heimlich in dem Hain der Iburg. Es war im Sommer, in der Nacht vor der Sonnenwende. Zum Balderfest hatten sich die Heidenleute fromm geschart. Auch Elmar war gegenwärtig. Swanahild, die greise Drude, waltete ihres Priesteramtes,

Und im breiten Kupferkessel
Auf des Herdes glühen Kohlen
Brodelte mit Lauch und Mistel
Das geweihte Opferfohlen. (65. 6.)

Wächter sind ausgestellt, alles ist sicher, die heilige Feier wird nicht gestört werden. Die Priesterin verrichtet ihre Ceremonien und fordert dann alle auf, zum Opfermahl herzuzutreten. Düster und bitter sind ihre Worte; denn der Götterglaube ist in Gefahr. Wehmütig klingt der Gesang der Kleinen: sie fürchten noch den Gott der Christen; die rauhe Siegerhand der Franken hat seine Milde in Härte verwandelt. So trinken sie ihres weißen Gottes Minne und essen von dem Opferfleisch; und heimlich, wie sie gekommen, verschwinden sie wieder.

In die Gründe glitt die Menge,
Wie verstoben, wie versunken;
Frische Morgenwinde spielten
Mit der Asche, mit den Funken.

Von der Sonne ersten Strahlen
Glühten rot die fernen Gipfel,
Und der Schrei der wilden Katze
Klang im höchsten Eichenwipfel. (72, 4 u. 5.)

(VI.) Das Osterfest war lange vorüber. Die Schwalben rüsteten sich schon zur Wanderung, da vereinigte die Erntefeier edele Gäste, freie Bauern und Hausgesinde auf dem Hof zu

Bodinkthorpe. Alles war in froher Stimmung; nur der kahle Grimbart lachte bitter; ihm schien die Gelegenheit günstig, sich am Grafen zu rächen, der ihn beim Diebstahl ertappt hatte. Graf Bodo, der Milde, fing bereits an zu altern: seine einzige Tochter stand in der Blüte der Jugend:

Eine Ros' im wilden Walde,
Lieblich ihm zur Seite blühte
Hildegund, der heimgegangnen
Mutter gleich an Huld und Güte. (76, 6.)

Der Graf stand im Vorbau mit den Gästen. Von der Paderquelle war Bischof Badurad gekommen; auch Abt Warin von Dreizehnlinden und verschiedene sächsische Edelinge, unter denen Elmar, der Nachbar vom Habichtshofe, waren zugegen und unterhielten sich. Ein Gast war neu, Gero,

Jüngst gesandt als Königsbote,
Der dem Gau mit neuen Diensten,
Neuem Zins und Zehnten drohte. (78, 4.)

Falsch und tückisch von Charakter, wußte er doch gewandt zu schmeicheln. Er hatte versucht, Hildegundens Liebe zu gewinnen, dabei aber die Entdeckung gemacht, daß der edle Sachsenjüngling ihr Herz besaß. Das ertrug er nicht, Elmar mußte verderben. Kaum ward er seiner ansichtig, so übergoß er ihn mit beißendem Spott. Eben schwankte der letzte Wagen herein, Hildegunde erschien mit den Frauen, und der Hader unterblieb. Isenhard, der Meier, berichtete dem Grafen über die reichliche Ernte; Aiga, des Meiers schalkhafte Tochter, sprach den Festwunsch. Der Graf dankte seinen Leuten für ihren Fleiß und lud alle ein, sich jetzt gütlich zu thun. Die Schnitter setzten sich zum fröhlichen Mahl und überließen sich dann lustig dem Erntetanz. Nur Becho blieb traurig im Winkel sitzen. Er war

. . . . der letzte Sprosse
Aus dem Fürstenstamm der Sorben,
Den der Graf am Saalaufer
Nach der Schlacht durchs Los erworben. (85, 1.)

Er dachte wohl trauernd an seine Heimat. Ein anderer Zuschauer fand sich ein, Eggi, der braune Schmiedebube, zugenannt die wilde Katze, ein loser Bursche. Niemand wußte, woher er sei, und aus Mitleid hatte ihn Fulko aufgenommen. Ein unerklärliches Wesen schien er allen; nur die Drude kannte

ihn, er war ihr Liebling: und von seiner Kunstfertigkeit erzählte man sich Wunderdinge, als gehörte er zu Goldemars kleinen Schmieden im Berggelände. Aiga labte ihn reichlich; er lachte vergnügt, und mit einem flinken Satze war er fort.

. . . . . und in den Bäumen
Klang der Schrei der wilden Katze. (88, 2.)

Im Saal hatten sich unterdessen auch die edlen Gäste zu Tische gesetzt und waren bald in heiterer Stimmung. Auf des Grafen Wunsch reichte Hildegunde selbst den Ehrentrunk. Freundlich kredenzte sie jedem den Becher mit „des Rieslings goldner Zähre“. Vor Elmar aber ward sie schüchtern,

Sie erglühte, und ein leises
Zittern rann durch ihre Glieder. (89, 5.)

Gero sah es von der Seite, finster murrend; aber der Bischof erhob sich, um einen Trinkspruch auszubringen, und alle tranken auf das Wohl des Grafen und seiner Tochter. Freudig schwang Elmar den leeren Becher; nun war für Gero das Maß voll. Spott und Hohn häufte er auf den Falken. Alles ertrug dieser, bis der elende Mensch ihm die verstorbene Mutter schmähte. Da sprang er wütend auf: „Schweigen sollst du,“ rief er, flammend vor Zorn,

„— sonst — mit diesem Schwerte
Schlag' ich dich zu Grund und Boden!“ (92, 2.)

Recht hatte er; aber der Graf mußte den Königsboten schützen und verwies Elmar des Hauses. Die Festfeier war gestört, und in gedrückter Stimmung, nichts Gutes ahnend, kehrten die geladenen Gäste wieder heim.

(VII.) Bald lag zu Bodinkthorpe alles in stiller Ruhe. Nur eine saß noch spät am Gebete und weinte: Hildegunde. Draußen um den Hof regten sich heimlich und verstohlen drei Gestalten: eine schlich am Waldesrand hin, zornig und finster; eine schwang sich in den Baumwipfel, eine näherte sich schleichend dem Hause. Auf einmal schlugen die Flammen fürchterlich lodernd über der Wohnung des Grafen zusammen. Händeringend stürzte Imma, die Zofe, aus der Lohe: „Rettet Hildegunde!“ rief sie; „der Graf liegt betäubt am Boden, und sie will ihn nicht lassen.“ Kein Retter ist zur Hand; Gero selbst springt entsetzt aus dem Hause, in banger Sorge um sein Scharlachkleid. Da erscheint plötzlich Elmar; er stürzt

hinein und rettet glücklich beide. Dem noch halbbetäubten Gesinde gelang endlich die Rettung der Scheunen; aber der Saalbau war ganz niedergebrannt. Elmar bot gastfreundlich den benachbarten Habichtshof zur Wohnung für den kommenden Winter an; doch der Graf dankte. Nun trat der feige Königsbote vor und klagte den kühnen Retter als Brandstifter an. Grenzenlose Entrüstung ergriff alle.

Elmar maß den Königsboten
Stumm mit feuerheißen Blicken,
Stürzte vor und stand — und wandte
Ihm verachtungsvoll den Rücken. (102, 2.)

Und er ging. Seinen letzten Gruß ließ der Graf unerwidert.

(VIII.) Das tief verwundete Herz des jungen Falken brauchte Trost: von Gero verleumdet, vom Grafen verbannt, von Hildegunde getrennt, vielleicht auf immer; es war hart und bitter, zu bitter. Das treue Mutterherz, das ihm Balsam auf die Wunde träufeln könnte, ruht längst unter dem kühlen Rasen. Nur eine ist noch, die sein Leid lindern kann, die Drude. die von jeher dem Stamm der Falken hold gewesen.

Im blauen Grunde, tiefversteckt, von Christen scheu gemieden, lag eine Höhle. Dort wohnte Swanahild mit ihren alten Göttern. Stumm, die Rechte auf den Kopf ihres treuen Hundes gestützt, saß die Drude in später Geisterstunde vor der Grotte, als in der tiefen Stille Tritte hörbar wurden. Es war Elmar; die langjährige Gönnerin des Falkenhauses sollte ihm Trost spenden. Seit der Feier am Opferstein hatte sie ihn nicht mehr gesehen, und mit Vorwürfen empfing sie ihn. „Sei nicht unhold, strenge Mutter“, erwiderte Elmar;

„Kluge Idis, hilf dem Kranken;
Die ich lieb', ist eine Christin
Und die Tochter eines Franken!“ (108, 4.)

Hochaufgerichtet in ihres Leibes Riesenlänge seufzte sie und sprach schmerzlichstreng:

„Elmar, geh, du bist verloren. (108, 6.)
. . . .
Geh! du gehst zum Sachsenhasser,
Beugst dem Kreuz den stolzen Nacken.“ (109, 1.)

Aber trauernd mußte sie gestehen, daß auch sie in jungen Tagen außerhalb ihres Stammes geliebt hatte; sie ward weich

gestimmt, und bedauernd, daß sie ihm nichts Besseres verkünden konnte, entließ sie ihn mit den dunklen Worten:

„Auf des Waldes düstren Pfaden
Tritt das Schicksal dir entgegen!" (110, 5.)

(**IX.**) Das Rätselwort bedenkend, kehrte Elmar durch den Wald zurück. Der Pfad führte durch eine Lichtung, wo die graue Donnereiche stand. Breit wie Tempelhallen wölbte sich das Geäste, und im herbstlichen Laube flüsterten geheimnisvolle Stimmen. Von der ahnungsvollen Nähe der Gottheit ergriffen, kniete er nieder und ergoß seine schmerzerfüllte Seele in inbrünstigem Flehen zu dem unbekannten Gott, der alles lenkt. Ein reines Opfer will er darbringen, all sein Sehnen und Begehren:

„All mein armes Glück —
Geb' ich hin: gieb du mir Frieden!" (115, 6.)

Kaum hatte er das Wort gesprochen, da schwirrte es durch die Büsche, und ein Pfeil saß ihm in der Brust. Er springt auf, reißt das Geschoß aus der Wunde, und mit einem Satze hat er den Thäter am Genick gefaßt: es ist — Gero. Dem elenden Menschen, der zitternd vor ihm stand, rief der stolze Falke verächtlich zu:

„Geh, es mag ein Knecht dich würgen;
Geh, du magst am Zaun verenden! (116, 5.)
. . . .
Heb' dich fort!" —
Und der Schrei der wilden Katze
Kreischte von der nächsten Buche. (117, 5.)

(**X.**) Gero hatte seinen Zweck nicht erreicht, und doch mußte der Falk vernichtet werden. Die Dingversammlung bot Gelegenheit: der Meuchelmörder beschuldigte sein Opfer des Götzendienstes, der Brandstiftung und des Mordversuches auf ihn, den Königsboten. Elmars Widerrede, während welcher er noch zur Ordnung gerufen wurde, konnte die Klage nicht zu Fall bringen. Zeugen hatte er keine; Eideshelfer, sechs, waren unter den sächsischen Edelingen, die allein ihm gültig beistehen konnten, in Geros Gegenwart nicht zu finden. Alle, bis auf den mutigen Rab von Eschenburg, ließen ihren Stammgenossen feige im Stich. Hätten doch die freien Bauern für ihn eintreten dürfen! — Elmar sah sich schmählich verlassen

und konnte nicht umhin, der Bitterkeit seines Herzens gegen die Edelherren energischen Ausdruck zu geben.

„Graf, ihr saget, meinesgleichen
Sei'n berufen, mich zu richten:
Meint ihr diese? — Auf die Gleichheit
Muß und mag ich gern verzichten.“ (132, 2.)

Der Gaugraf schloß die Klage. Die Schöffen hatten das Urteil zu finden; es lautete auf: schuldig des Verrates am Königsboten. Das Leben war verwirkt. Doch gnädig, wie er meinte, milderte der Graf die Todesstrafe in Acht mit Einziehung der Güter, ließ aber die Berufung nach Aachen offen. Rab schalt das Urteil. Elmar aber lachte bitter ob solcher Gnade und schlug die Berufung nach Aachen aus, sich auf sein gutes Recht und seine Unschuld berufend und den Göttern vertrauend. Er ward bleich, Blut entquoll seiner Wunde und seinem Munde, und

Lautlos glitt der Vogelfreie
In des Eichenburgers Arme. (140, 5.)

(**XI.**) Drei Tage hatte Elmar nach dem Urteil Zeit, die Heimat zu verlassen. Von all seiner Habe ward ihm nur ein Rößlein gestattet, ihn auf dem Leidensweg zu tragen; alles übrige ging in Geros Besitz über. — Fulk, der Schmied, hatte eben Imma ein Schloß für ihre Herrin Hildegunde übergeben und den schalkhaften Eggi weggeschickt, als Elmar, verhärmt, aber gefaßt, mit seinem Pferd, welches Diethelm führte, kam und sich an Fulko wandte:

„Spute dich, du kluger Meister,
Feste Eisen, gute Eisen
Aufzulegen meinem Tiere;
Denn wir haben weit zu reisen.“ (143, 2.)

Eine harte Arbeit für den ungestümen Fulk! Wie er hämmerte und tobte, in den Sachsengauen das Recht so zertreten zu sehen! Erwartete nicht Widukind auf seiner düstern Klippe die Erhebung seines Volkes, um rasch herbeizueilen und die alte Freiheit zu erkämpfen? Wenn Elmar wollte das Bauernhorn erklingen lassen, zündend schnell wie Heidefeuer würde der Schrei die Welt durchfahren!

„Folgen wird dem Racherufe
All das Volk im Lederschurze,
All das Volk in Kamp und Hufe.“ (146, 6.)

Daran hatte der kühne Falke wohl auch gedacht; aber das Volk steht allein, die Edelinge haben die Sache des Vaterlandes verlassen und sich bequemem Leben ergeben; gestern erst mußte er ja selbst die bittere Erfahrung machen. Eine neue Erhebung würde nur zu einer neuen Bluttaufe führen, wie zu Verden.

Grollend fügte sich Fulko, und leise Wünschelworte raunend, legte er Elmars Rößlein neue Eisen auf. Der Geächtete wandte sich zur Reise. — Fulk sah finster drein, der alte Diethelm weinte. Auch Imma stand noch da; ihr gab Elmar Ring und Schwert für ihre Herrin:

„Sag', der Ring sei zum Gedenken,
Sag', das Schwert sei zum Bewahren,
Will ein Gott mir Heimkehr schenken.“ (153, 2.)

Und er ritt von dannen.

Verstohlen stand am Waldesrand eine Jungfrau, still, marmorbleich. Stumm und ungesehen winkte sie ein letztes Grüßen, und Thränen, bittre Thränen rannen, während die Lippen für den Geliebten ihres Herzens ein inbrünstiges Gebet stammelten. Ein kleiner, lichter Engel trug die Bitten weinend in den Himmel.

Traurig ritt Elmar durch den Tann. Teilnahmvoll nickten des Waldes Bäume, und die sonst scheuen Tiere grüßten. Einige, denen der junge Weidmann nicht bequem gewesen, freuten sich seines Unglücks, und der Uhu, sich mit seiner Weisheit brüstend, übergoß den „idealen Schwärmer“ mit Spott und Hohn.

Die Sonne war schon im Westen gesunken; aus den wogenden Nebelfluten ragte Dreizehnlinden hervor. Langsamer Hufschlag scholl durch des Thales Schweigen; nahe bei der Klosterpforte sank der todkranke Reiter, durch den beständigen Blutverlust entkräftet, in des Herbstes letzte Dolden.

Dort fand ihn der Klosterknecht; der Bewußtlose wurde auf ein Bett gebracht, und forschend betrachteten ihn die mitleidvollen Mönche. Bruder Wido erkannte in ihm den Herrn vom Habichtshofe, der geächtet worden, wie ein Bettler an der Pforte erzählt hatte. Doch „die Klostermauern sind gefriedet“, der Vogelfreie war in sicherm Schutz, und der Abt befahl treue Pflege:

„Beda, walte deines Amtes:
Bruder Ailrat, was vonnöten,
Schaffe lind; wir andern aber
Wollen für den Kranken beten.
Kommt zum Chor!" . . .
. . . . Eine Thräne
Rollte auf des Priors Wange. — (167, 2 u. 3.)

(XII.) Kaum hatte der Falke sein Nest verlassen, da kroch der kahle Königsbote hinein. Aber er sollte des Besitzes nicht froh werden. Das Thal herauf zogen Weiberscharen,

Weiberrache auszuüben
An dem Gelben, dem sie grollten. (168, 3.)

Voran schritt Katla von der wilden Wiese, eine grimme Wittib von 90 Jahren, auf langgestielter Forke den toten Haushahn tragend, den Geros Falke ihr getötet. Für Zins und Zehnten waren ihr Korn und Kuh gepfändet worden; ihre dreizehn Söhne hatte der Krieg verschlungen. Ihr folgte Radegund von Baddenhausen, mit wildem Ruf die wilden Scharen stachelnd:

„Was die Männer, dumme Dutten,
Von dem Übermut der Frechen
Thatlos tragen, Hohn und Hiebe,
Wir die Weiber wollen's rächen." (171, 4.)

Zwanzig Dutzend, Birkenruten in den Händen, zogen sie lärmend zum Habichtshof. Der Königsbote ward ergriffen. Mit geschwungenem Messer trat Katla vor ihn und forderte Rechenschaft über des Falken Schicksal, den er so schändlich zu Grunde gerichtet. Er saß da bleich und stumm, um den Hals die gelbe Weide. Verdient hätte er, gehängt zu werden;

„Doch so faule Frucht zu tragen
Ist kein Holz im Sachsenlande
Schlecht genug . . ." (174, 3.)

Katla schnitt ihm unter allgemeinem Gelächter den Bart ab; dann trieben ihn die Frauen bis zur Grenzmark des Habichtshofes, auf den Eggeweg, peitschten ihn durch und ließen ihn hüpfen.

(XIII.) Unterdessen schwebte Elmar zwischen Tod und Leben. Aufgeregte Fieberträume führten seine ganze Vergangenheit an seinem irren Geiste vorüber. Thorkell und die

Wikingsfahrten, Thora und Hildegunde, Seeabenteuer, das Geisterschiff, das Gewühl der Kämpfe, Walhalla gar, dann der Brand zu Bodinkthorpe, der Besuch bei der Drude, die Verurteilung auf der Dingstätte: das sind die Bilder, welche der Reihe nach und durcheinander die wirre Phantasie beschäftigten, besonders aber Hildegunde, die er als nimmer müde Pflegerin da sitzen sieht, still und freundlich; nur etwas macht ihm Furcht:

„Ah, das Kreuz, das schlimme Zeichen,
Trägt sie auf dem weißen Mieder.“ (187, 5.)

Nach der Verurteilung glaubt er zu sterben und bittet Diethelm, bei den Vätern in den Tannen ihn nach Vätersitte zu begraben.

„Der Gebannte, der Gehetzte,
In die Erde muß er kriechen,
Seines Stamms der Letzte, Letzte!“ (194, 1.)

(**XIV.**) So jagte Fieberhitze durch Elmars Hirn und Adern. Hildegunde hatte seit seiner Ächtung noch nichts von ihm erfahren. Sollte sie ihn etwa zu den Toten zählen? Eines Tages — der Nebel wich eben vor dem frischen Morgenwind — da stand ein Kreuz unter der Donnereiche; es war aus Birkenstäben roh gefügt, und ein Kranz von späten Rosen zierte es. Himmelssegen sollte es herabrufen auf ein geliebtes Leben, das dort in Gefahr gewesen.

Und im Wald ein kleiner Vogel
Zirpte leise, leise Klagen:
„Harter Winter, trüber Winter,
Lange Nacht: — wann will es tagen?“ (198, 6.)

(**XV.**) Es war allmählich völlig Winter geworden. Bleich und mit starrem Blick lag Elmar auf dem braunen Hirschhautpfühle.

Todesschatten um die Stirne,
Auf den Wangen Leichenkühle. (199, 2.)

Traurig saß Beda zu seinen Füßen. Er hatte die Krankheit entdeckt:

„Schwer mit giftgetränktem Eisen
Hat ein Unhold ihn getroffen“, (200, 2.)

antwortete er dem ängstlich fragenden Abt; seine Kunst war

ohnmächtig gegen solche Teufelstücke, und trauernd mußte er gestehen:

„. . . . . eine Blume
Wird der dunkle Schnitter mähen.“ (205, 5.)

Eine Hoffnung blieb noch: die weise Waldfrau im blauen Grunde konnte vielleicht helfen. Aber sie war ja eine Heidin und Zauberin; durfte ihre Hilfe beansprucht werden? Doch der Kranke bedurfte der Hilfe, und so entschied denn der Abt:

„Ihre Weisheit soll uns nützen,
Ob wir ihren Wahn bekämpfen.“ (202, 4.)

Und Beda wanderte zum blauen Grunde.

Die Wala hatte ihn erwartet, seine Absicht war ihr schon bekannt. Ernst, aber großmütig nahm sie den christlichen Mönch auf und führte ihn in die Grotte, deren Geheimnisse nun zum ersten Male einem schaudernden Christenauge offen lagen. Zauberworte raunend bereitet sie den Heiltrank und übergiebt ihn Beda. Ihren Seherblick senkt sie dann in die Zukunft und offenbart dem erstaunten Mönch die großen Kämpfe des jetzt unterliegenden Nordens gegen den heute siegreichen Süden. Voll Verwunderung geht Beda von dannen.

Auf der Brust gekreuzt die Hände,
Neigt' er sich wie zum Gebete: —
Ob er Trost und Licht von oben
Für ein dunkles Herz erflehte? (211, 3.)

(XVI.) Auf dem Hof zu Bodinkthorpe war das Gesinde noch spät an der Arbeit.

Emsig strebte man zu schaffen
Winterwat zur Weihnachtsspende. (212, 2.)

Ernst und bleich, mehr als sonst, saß Hildegunde in der Mitte, mit Ruhe und Milde alles beachtend, durch ein leises Nicken Lob und Tadel spendend. Die heiligen zwölf Nächte mit ihrem Geisterspuk waren gekommen, und ein unerklärliches Geräusch draußen, wie Hörnerschallen, brachte das lebhafte Gespräch auf Gespenster und wilde Jagd. Ängstlich blickte Doda, das christliche Frankenmädchen, nach den Fensterläden. Wie hell und freundlich war ihre Heimat an den Ufern der Garonne gegen das nebelige, dunkle Sachsenland! Das konnte die lebhafte Aiga nicht ruhig anhören, und beißende Bemerkungen

fielen, besonders als Doda noch den braunen Schmiedebuben von der Weihnachtsspende ausschließen wollte, da er Heide sei. Strafend wies Hildegunde Aiga zurecht und stellte den Frieden wieder her. Dann mahnte die Herrin, die Arbeit zu beenden:

„Zeitig ist es, abzubrechen;
Geht zur Ruhe, und versäumet
Nicht, das Nachtgebet zu sprechen.“ (221, 4.)

(XVII.) Der Drude Heiltrank hatte inzwischen bei dem Fieberkranken gute Wirkung gethan; langsam wandte er sich zur Genesung, und als der Lenz ins Land zog, war auch er zu neuem Leben erstanden. So war der Leib geheilt; aber die Seele lag noch in der Finsternis, und Zweifel quälten sie. Doch die gütige Vorsehung hatte ihn in die Klosterzelle geführt, damit er zur rechten Erkenntnis gelange.

Einsamkeit ist Seelennahrung;
In der Stille kommt dem Geiste
Rechte Geistesoffenbarung. (223, 1.)

Der Klosterfriede sollte alle, alle Wunden heilen,

Und wie auf der Wange knospet
Der Genesung frische Blüte,
Mag Versöhnung aus Erkenntnis
Still ersprießen im Gemüte. (222, 2.)

Der greise, welterfahrene Prior, der dem unglücklichen Jüngling in aufrichtiger Liebe zugethan war, unternahm es, in den zweifelvollen Geist das Licht der Belehrung und in das gequälte Herz den Balsam übernatürlicher Beruhigung und Tröstung zu träufeln. „Eitel und vergänglich,“ beginnt der weise Lehrer, „sind alle irdischen Dinge;

Wolkenbilder, leere Dämpfe,
Menschenbilder, eitle Dünste! (226, 2.)

Aber Einer ist, der über alle herrscht, der in ehernen Händen hält die Wage, Recht zu wägen, und das ist Gott. Unsterblich ist daher nur das Gute,

Und der Sieg muß Gottes bleiben.“ (227, 5.)

Doch wie kann der feurige Sachse eine Lehre lieb gewinnen, deren Vertreter, der mächtige Frankenkaiser, über sein Volk soviel Unheil gebracht hat? Der weise Prior lehrt Elmar

unterscheiden zwischen der Lehre und deren Bekennern, zwischen dem Guten, das sie gemäß dieser Lehre thun, und dem Bösen, welches sie aus eigener Armseligkeit im Widerspruch mit dieser Lehre verüben.

„Beides schaffte Karl der Franke,
Liebenswertes, Hassenswertes. (228, 2.)

Aber sein Unrecht muß er sühnen;

Verdens grause Mordgerichte
Mag ihm Gott verzeih'n: doch schuldig
Bleibt er sie der Weltgeschichte. (230, 2.)

Die allwaltende Gerechtigkeit wird auch von ihm Genugthuung fordern;

Hinkt sie auch, es kommt die Rache;
Schleicht sie auch, es naht die Sühne. (232, 3.)

Und sie ist schon da; des mächtigen Kaisers Geschlecht liefert den schlagendsten Beweis:

Was zum Unheil war den Söhnen,
Wird den Enkeln zum Verderben. (232, 5.)

Ja, derselbe gerechte Lenker aller Dinge wird die jetzt unterdrückten Sachsen bald herrlich auszeichnen; in nicht allzu ferner Zukunft werden Jubelstimmen hallen von Meer zu Meer:

„Heil dem blonden Sachsenkinde,
Glück und Heil dem deutschen König! (235, 2.)

Darum, Elmar, grolle nicht den Weltgewaltigen; verwirf nicht die wahre Lehre aus Haß gegen die Franken.

Laß den Klirrern ihre Wege,
Und dem Himmel laß die Rache;
Deiner Seele Heil zu wirken,
Elmar, das ist deine Sache! (236, 1.)

Ein Fremdling bist du auf Erden, und eine bleibende Stätte hast du hier nicht. Wo kommst du her? Wo gehst du hin? Abgrundtiefe Rätsel!

Weißt du Antwort? Wußte Antwort
Thiatgrim, dein kluger Friese? (236, 5.)

Die christliche Lehre weiß Bescheid, denn:

Offenbarung ist gekommen,
Von den Lippen eines Kindes. (237, 1.)

Es giebt nur einen wahren Gott, der unser Ursprung und unser Ziel ist.

Andre Menschen, andre Götter;
Einer bleibt, der Ewigstille,
Unentwegt vom Zeitenwetter. (237, 2.)

Wer Ihn suchen will, wird Ihn finden: die Gestirne, die uns leuchten,

Führen aufwärts, Ihn, den Einen,
Unerkannten, zu erkennen.
Und erbarmungsreiche Liebe
Neigt dem Sucher sich entgegen. (238, 2 u. 3.)

Seinen eigenen Sohn hat er als Friedenskind in diesen Mittelgarten gesandt, uns zu erlösen:

Wahrer Gott, und mit dem Vater,
Mit dem Geist von gleichem Wesen,
Eins in Dreiheit: ein Geheimnis,
Menschensinnen nicht zu lösen;

Sohn des Schöpfers aller Dinge,
Gott von Gott und Licht vom Lichte,
Fleisch geworden, daß er sühne
Und in Liebe alles schlichte. (239, 3 u. 4.)

Was dieser Gottessohn auf Erden für uns gethan, das hat in herrlichem Liede schon ein neubekehrter Sachse gesungen: Ein Sachse hat das Heliandslied gesungen, Elmar, und du wolltest deinem Heliand noch widerstreben und seine Lehre von dir weisen! Du bist gerührt von meinen Worten, aber sie können nur den Weg dir zeigen; führen muß dich Gottes Gnade.

Soll ein Menschenauge schauen,
Muß der Himmel sich erschließen,
Und ein Strahl von seinem Lichte
In das dunkle Herz sich gießen. (243, 4.)

Nur bedenke es wohl: ob du Ihn erkennst oder nicht, Gott ist aller Dinge Ende;

Denn die Kreatur ist Gottes,
Und sie kann ihm nicht entfliehen.“ (244, 3.)

Elmar war noch nicht überwunden; gewaltiger nur wogt der verzweifelte Kampf in seinem Innern, und zum zweitenmal hätte er Erlösung und Zerstreuung suchen mögen in Krieg

und Kampf auf den abenteuerlichen Wikingsfahrten. Doch das wäre Verrat an seinen heiligsten Pflichten. Der Prior mahnt ihn zum Schluß:

„Erst gehörst du deinem Gotte,
Ihm zunächst der Heimaterde.
. . . .
Sachsenkind, mit jeder Faser
Bist du deinem Volke pflichtig!“ (245, 6, u. 246, 1.)

(**XVIII.**) Im Sachsenlande war der edle Falke längst verschollen, und niemand wußte der trauernden Hildegunde Nachricht zu geben. Das Grab der Mutter war der einzige Vertraute ihres Schmerzes. Dorthin ging sie oft, das kummervolle Herz auszuschütten; aber nur leise, damit das schlummernde Mutterherz nicht erwache. Sie klagte:

„Einen wilden stolzen Falken
Hatt' ich mir zur Lust gezogen;
Mit dem Todespfeil im Herzen
Ist er fort, weit fort geflogen.“ (248, 4.)

Stürme und Wogen, die Sterne des Himmels und die Engel beschwört sie mit heißem Flehen, ihn linde zu schützen. Sieht sie die Schwäne sich in die Lüfte schwingen, so wünscht sie, wie jene, durch die Wellen rudern, durch die Wolken reisen zu können:

„Wär's nur, einmal ihn zu grüßen,
Und dann trauernd heimzukehren.“ (251, 1.)

Ihr Schmerz ist um so tiefer, da sie niemand hat, dem sie ihr Herz eröffnen könnte. Naht ein Fremder, so fragt sie sich freudig: Wäre es vielleicht ein Bote von ihm? Aber sie muß schmerzlich hinzufügen:

„Wenn er lebte, wo er lebte,
Botschaft hätt' ich lange, lange!“ (255, 5.)

Und im Geiste sieht sie eine blasse Gestalt und Kienspanlichter und dunkle Schatten, ernst und stumm, wie bei einer Totenbestattung.

Gern wollte sie der Vater mit Geschenken überhäufen, wenn der fremde Händler kam, damit die Trauerwolken von ihrer Stirn verscheucht würden. Aber nur Thränentuch und Witwenschleier mag sie. Und doch hatte Eggi, der braune Schmiedebube, ein Lied gesungen von einem Falken, der einsam,

mit gelähmtem Flügel im Bauer eingeschlossen sitzt. Sollte Elmar noch leben! Doch sie hat keine Hoffnung mehr. Der Vater trauert mit ihr und will die Hoffnung nicht ganz aufgeben. Nichts tröstet sie; nur sein Ring und Schwert sind ihr eine teure Erinnerung, und ein Gedanke vermag sie zu beruhigen: daß Gottes Huld ihm zu teil würde. Innig betet sie zum Herrn:

„Schau ihn an mit mildem Auge,
Treuer Gott, den Tiefgebeugten.
Deiner Huld nur einen Funken
Laß erbarmungsvoll ihm leuchten!“ (262, 4.)

Da schwebt ihr ein Traumbild vor: sie sieht ihn, wie er mit einem feuerspeienden Ungeheuer ringt, das ihn zu ersticken droht. Da auf einmal schwimmt im Blut der Drache!

„Und mein Held? — Sein lichtverklärtes
Antlitz strahlt', und selig lächelnd
Hielt er hoch das Kreuz des Schwertes.“ (263, 5.)

So schwankt Hildegundens Herz beständig zwischen Hoffen und Zagen. Wind und Wolken, Sonne und Mond fragt sie nach ihm: niemand weiß Antwort zu geben; nur eine vielleicht, der alle Vögel Nachricht bringen, die weise Waldfrau. Diese beschließt sie aufzusuchen.

„Mag sie auf das Frankenmädchen
Finster schau'n: ich will es wagen!“ (264, 4.)

(**XIX.**) Während Hildegunde zu Bodinkthorpe still sich härmte, ging Elmar zu Dreizehnlinden durch den Klostergarten, die frische Frühlingsluft genießend. Auch er härmte sich, aber in schwerem Seelenkampf, den die Güte der Mönche und die Lehrsprüche des Priors zur vollen Glut entfacht hatten. Soll er eine Lehre annehmen, die er als Knabe so wild zu hassen gelehrt worden!

„O ihr allzu treuen Pfleger,
Warum ließt ihr mich nicht sterben!“ (268, 4.)

Öde und wüst, wie wenn im Zorn das Wetterbrausen einer Winternacht bis zum Grund den Wald zerstört, so war sein Leben geworden. Durch seine Götter, die der Menschen Glück beneiden, durch den Haß der Menschen, die wie hungerhagere Wölfe einander zerfleischen, ist er ehrlos, wehrlos,

rechtlos, friedlos. Dazu kommt die Frage, die ohne Antwort bleibt: „Was lebendig in mir wirkt, die Seele, wo kann sie bleiben?“ Auf Erden ist alles verloren, verloren ohne sein Verschulden. Das erkennt er und er muß gestehen:

„Keine Götter sitzen droben,
. . . .
Keine, oder felsenharte;
. . . .
Keine, oder dumpfe Schläfer.“ (272, 4 u. 5.)!

Giebt es nun einen andern Gott? Kommt noch ein anderes Leben? Vieles hat er in seiner Jugend gelernt, edler Künste sieben, wie sie seine Väter geübt hatten. Aber nichts befriedigt ihn mehr. Er beneidet die alten deutschen Helden, „die mit Schwertern statt mit Worten ihre Meinung sagen konnten“. Die rücksichtsvolle Liebe der Mönche, sie wird ihm zur Qual. Fort muß er! Doch wohin? Zur Heimat, um hehlings im Wald zu hausen, vielleicht gar als Häuptling ausgestoßener Verbrecher? „Das sei ferne!

Findest du kein Grab in Ehren,
Such ein Grab dir ohne Schande.“ (276, 2.)

In fremde Lande also müßte er fliehen. Da tauchen in ihm auf die Nordlandssagen von dem Weinland fern im Westen, wo rote Männer, die zum großen Geiste beten, in Hirschhautzelten wohnen. Schönes Land im Westen, fern und einsam! Dort will er hin,

„Fort, meerüber: in der Wildnis
Allvergessend, allvergessen!“ (279, 2.)

Allvergessend! — Er denkt plötzlich an Hildegunde; kann er sie vergessen? — Allvergessen! — Will er auch von ihr vergessen werden?

„Bittrer Tod; Vergessenwerden
Ist noch bitterer als Sterben.“ (281, 3.)

Und schon scheinen ihm des Priors Lehren verständig, sehr verständig, zu kalt nur für das Jugendfeuer. Der Seelenkampf ist etwas ruhiger geworden und neigt zur Entscheidung. Die Liebe zu Hildegunde ist der mächtige Bundesgenosse, der sich auf die Seite des Priors gestellt hat. Elmar denkt an das erste Erwachen seiner Neigung; allein schon sieht er

Hildegunde wieder, das Kreuz mahnend ihm entgegenhaltend, und traurig will er von neuem sich zum Abschied wenden. Da winkt sie wehmütig lächelnd, daß er doch ganz möge zu ihr übertreten. Und er?

„Ja, ich komme!“ — möcht' er rufen;
„Nein, ich kann nicht!“ muß er weinen. (284, 5.)

Unentschieden noch wogt der innere Kampf, und zurück zum Prior wenden sich die Gedanken, die immer jagend, immer fragend, unstät schweifen, wie sturmgetriebene Tauben zwischen See und Himmel, umsonst ein Eiland suchend. Allmählich beginnen die wilden Wogen ruhiger zu werden, der ungestüme Sachse ist in seinen Klagen sanfter geworden:

„Deiner Worte, greiser Prior,
Auch nicht eines ging verloren,
. . . .

Jedes hab' ich wohl verstanden
Und erwogen tief im Herzen:
Greiser Prior, statt des Trostes
Brachtest du mir Not und Schmerzen.

Pfadlos sind die blauen Lüfte,
Ratlos bin ich selbst und müde;
Was ich suche, was ich sehne,
Ist nicht Glück, nur Friede, Friede!“ (285, 2 u. 3; 286, 1.)

Friede! Wo soll er den am sichersten finden? Die Welt hat ihn verstoßen. Wie wäre es, wenn er nun ihr abstürbe, in der Klosterzelle sich vergrabend,

Und, ins Ewige versunken,
Zeit und Erdenleid vergäße! (287, 1.)

Der Kampf neigte entschieden auf die Seite des Christentums; einzelne Punkte blieben noch dem Prior auszudeuten: Wenn ein gütiger Gott alles leitet, wie konnte ihm denn solch herbes Erdenlos zufallen? Und auch die Feinde soll er lieben! „Pater Prior, welch' Verlangen!“ Und doch, die Mönche thun es; hat er es ja an sich selbst erfahren. Darin zeigt sich eine Gotteskraft im Menschen, und an die Menschheit, die er gehaßt, glaubt er nun. Nur schwankt er noch unentschieden zwischen Christengott und Heidengöttern; denn ohne der Drude Geheimwissen wäre alle Sorgfalt der

Mönche vergeblich gewesen. Da schwebt ihm die christliche Charitas vor, wie er sie im Fiebertraum oft gesehen:

Immer liebreich, immer huldig,
Reinste Güte in den Blicken,
Dienstbeflissen und geduldig. (290, 3.)

Beinahe wäre er entschieden, da steigt noch einmal die empfindlichste aller Schwierigkeiten auf:

„Vor dem starken Gott der Christen,
Vor der Milde seiner Lehren
Beugt' ich mich, wenn nicht verhaßte
Franken die Verkünder wären.“ (291, 1.)

Ist es nicht am Ende fränkische Politik, die sein Sachsenvolk zum Christentume drängt? Und wenn die Sachsen gesiegt hätten, würden sie nicht ihre Götterlehre jenen aufgezwungen haben? Ist nicht die Religion des Siegers allein die wahre? Was ist überhaupt wahr? Da kommt ihm das Wort des Priors in den Sinn:

„Soll ein Menschenauge schauen,
Muß der Himmel sich erschließen
Und ein Abglanz seines Lichtes
In das dunkle Herz sich gießen!“ (291, 5.)

Der Strahl der Gnade allein kann ihm Licht bringen. Und was war dafür zu thun? „Beten solle er,“ war das letzte Wort des Priors.

(XX.) Immer noch wartete Hildegunde vergebens auf Nachricht über Elmars Schicksal. Endlich „von Not und Qual getrieben, folgte sie einem dunklen Drange“ und suchte die düstere Waldfrau auf, fürchtend, die sie suchte, bange erwartend, daß ihr Auskunft werde. Freundlich wird sie aufgenommen, wie ein Kind von seiner Mutter. Alles hätte die greise Wala ihr sagen wollen; aber undeutlich klingen ihre prophetischen Worte:

„Wenn der Ginster blüht am Raine,
Wenn die Rose glüht im Garten,
Wird ein Frankenmädchen lächeln,
Doch in Thränen. — Kannst du warten?“ (297, 1.)

Mehr weiß die Drude der christlichen Frankentochter nicht zu sagen. Ihr eigenes Schicksal drückt sie nieder: dieselbe Zeit, welche für Hildegunde Hoffnung und Glück bringt, hat für sie nur Trauer und Gram.

„Öde war es längst, noch öder
Wird es hier im hohlen Steine,
Eh' die Rose glüht im Garten,
Eh' der Ginster blüht am Raine." (297, 5.)

Die alten Götter werden vergessen; die Priesterin wird, nur von ihrem Hunde begleitet, die Heimat verlassen, um in der Fremde ein Grab zu finden. — In tiefer Wehmut schieden die beiden Frauen.

(**XXI.**) Zu Dreizehnlinden war es vollends Frühling geworden. In einsamer Zelle saß der Abt Warin und schrieb im Register die Schuldforderungen der dem Kloster Lehnspflichtigen für das laufende Jahr zusammen. Doch vom Lindenaste klang der muntre Drosselschlag so hell, daß er die Feder niederlegte. Bei diesen Frühlingstönen kam ihm der Frühling seines eigenen Lebens wieder in den Sinn: die Kämpfe im Süden gegen die Mauren erwachten in seiner Erinnerung. Da pocht es, und herein tritt Elmar.

„Würd'ger Abt, die Lerche schmettert,
Flur und Hain begann zu sprießen;
Scheiden muß ich; eures Brotes
Darf ich länger nicht genießen." (302, 6.)

Dabei will ihm das Herz brechen vor Leid.

Und dem Abt die Rechte bietend,
Weint' er laut, zum ersten Male
Seit er an dem Sarg der Mutter
Einsam stand im öden Saale. (303, 5.)

Zur Annahme des Christentums kann er sich nicht entschließen, darum will er zu Thiatgrim zurückkehren. Sein großes Leid kommt einerseits daher, daß er die große Liebe, die er bei den Mönchen gefunden hat, nur mit leeren Worten erwidern kann, statt ihren Bemühungen zur Bekehrung zu entsprechen; andrerseits, weil der innere Kampf immer fortbesteht, der mit des Zweifels dunklen Schwingen ihn tausendfach umweht, so daß er unentschieden schwankt bei allem, was er thut, und Frieden und Ruhe des Herzens, das einzig wahre Glück, ihm beständig fern bleiben.

Warin, der greise, seelenkundige Abt, hatte ihn vollkommen durchschaut und erwiderte:

„Was du willst, das willst du nimmer,
Was du fliehst, begehrst du eben;
Tief, wie eine Todeswunde,
Geht ein Zwiespalt durch dein Leben.

Was dich kränkt und heilt, ich weiß es
Besser als der Mann im Norden:
Elmar, sei ein Christ! Im Geiste
Bist du längst ein Christ geworden." (304, 5 u. 305, 1.)

„Ich ein Christ!" rief der Falke, wie erschreckt über die Zumutung. War das nicht eben der Beweggrund, der ihn zur Flucht trieb! Er sank vor dem Abt nieder, und

Jammer in den nassen Augen
Lag er flehend auf den Knien,
Und die Hände faltend, sprach er:
„Segne mich — und laß mich fliehen!" (306, 1.)

„Sei gesegnet, wilder Knabe!" antwortet bewegt der ehrwürdige Greis. Aber er hegt die Überzeugung, daß für den „wilden Knaben" die Gnadenstunde der vollen Erkenntnis nicht mehr fern sein kann, vielleicht plötzlich eintritt, wie einst bei Damaskus für den großen Völkerapostel. Deshalb kann er auch den geliebten Jüngling nicht fortlassen und will ihn noch ein letztes Mal zu seinem Lehrmeister, dem Prior, führen.

„Komm, wir gehn zum Pater Prior,
Er ist klug und rät uns beiden.
. . . . Von einem Helden,
Der geritten nach Damaskus,
Wird er Sturz und Sieg dir melden." (306, 2 u. 3.)

(**XXII.**) Endlich war es hell geworden in der zweifelvollen Seele des edlen Sachsen. — Im Klosterchor sind die Mönche versammelt zu festlicher Feier; Freude und Rührung zugleich erfüllen die Gemüter: in der Mitte kniet ein Jüngling, der eben das Taufwasser empfangen hat, und dem nach langem, furchtbarem Kampf endlich die Glückseligkeit des innern, himmlischen Friedens aus den Augen leuchtet. Es ist Elmar.

Der Verstürmte kam zum Hafen,
Als er zu versinken wähnte. (311, 2.)

Lockend ruft den jungen Weidmann der Bussard zum Walde, und dem Finken scheint die Frühlingswelt so sonnig: der junge Christ hört sie nicht; eine Beseligung wie heute hatte er noch nie empfunden. Dankbar will er bei den

frommen Vätern bleiben, wo ihm sein Glück zu teil geworden, und aufrichtig bittet er:

„Den Vergeßnen, Hoffnungslosen,
Duldet ihn, ihr guten Väter.
. . . .
Duldet ihn, er dient euch gerne.“ (311, 4 u. 5.)

Doch nicht jedem taugt die Klosterzelle, und der Dienst Gottes ist mannigfach:

„Dienen? Wohl! Zum Dienst bedarf es
Hier der Beter, dort der Streiter;
Weißt du, was du sollst? Die Gnade,
Die dich führte, führt dich weiter.
Harre nur!“ (312, 3.)

Das ist der Bescheid des Priors.

Und in tiefernsten Weisen ertönt das Lied der Mönche über die ewige Bestimmung des Menschen und die Rechenschaft, die er dem ewigen Richter einst ablegen muß, jeder, und ohne zu wissen, wann? Wohl dem, der, wie Elmar, den Sieg über sich selbst errungen, der, bevor er starb, gestorben!

„Zittert! In des Lebens Mitte
Sind vom Tode wir umgeben;
Auf der Heid' ein Wolkenschatten
Fährt dahin das Menschenleben!“ (314, 2.)

(**XXIII.**) Zu Bodinkthorpe hatte mit dem neuen Frühling der Graf seine Wohnung wieder aufzubauen begonnen. Einsam saß er unter der breiten Linde, gebeugt und bekümmert; denn ihm nagte das Weh am Herzen, welches sein einziges, teures Kind so sichtlich drückte. Da trat Eggi vor ihn. Wichtige Eröffnungen wollte er dem Grafen über Elmar machen; denn selbst nicht gesehen, hatte der geheimnisvolle Schmiedebube, die wilde Katze, alles gesehen: wie Grimbart den Saalbau in Brand gesteckt; wie Gero den giftigen Pfeil in Elmars Brust geschossen, Elmar also unschuldig verurteilt worden war, und wie dieser endlich zu Dreizehnlinden Christ geworden.

Ungläubig schüttelte der Graf das Haupt. Wenn die Sache sich so verhielt, warum war der braune Knabe nicht eher gekommen? Aber Rache hatte Eggi bis jetzt abgehalten. Einst hatte er Elmars Gänse gehaicht und ihnen Stäbe in

die Schnäbel geklemmt. Darüber kam der Falke, und „so lange Stöcke wuchsen, gab es niemals solche Hiebe“.

Seit der Zeit haßte ihn Eggi, und wenn er heute sprach, so geschah es „so zu sagen“ des Grafen wegen; aber mehr noch wegen Hildegunde, die bei der letzten Weihnachtsspende auch an den braunen Schmiedebuben gedacht hatte. Ihr hatte er zum Dank einen Strauß mitgebracht. Ihretwegen hatte er seinen Haß gegen den Falken vergessen und forderte er den Grafen auf, bald zu thun, was er in Bezug auf Elmar zu besorgen hatte. Dann übergab er dem Grafen den Strauß für Hildegunde, indem er hinzufügte: „Sie wird verstehen, was ich meine,

„Wenn die Rose glüht im Garten,
Wenn der Ginster blüht am Raine.“ (324, 4.)

Und fort war er.

Über Zimmerholz und Planken
Schwang er sich mit leichtem Satze
Lachend in den Wald; im Walde
Dreimal schrie die wilde Katze. (324, 5.)

Der Graf war nachdenklich geworden. Wenn der Knabe doch die Wahrheit sprach! Und Rab, der Eschenburger, der so entschieden für Elmars Unschuld eingetreten war! Und seine geliebte Tochter, die um den Geächteten so trauerte! Da mußte Licht werden! Er machte sich auf und ritt nach der Eschenburg. Dem biedern Sachsen erzählte der Graf alles und gestand ein, es könne wohl ein Irrtum obwalten. „Irrtum!“ rief Rab; „Teufelstücke, Gott sei Lob, von einem Franken!“ — „Wühlt nicht in der Wunde, rauher Arzt“, erwiderte der Graf;

„. . . . . Schafft Hilfe,
Nicht für mich; doch helft erwägen,
Wie dem andern, falls ein Unrecht
Ihm geschah, wir helfen mögen.“ (327, 6.)

Das Unrecht war nicht zu leugnen. Der kahle Grimbart hatte, in fürchterlicher Todesangst sich windend, vor dem Sterben bekannt, daß er den Saal in Brand gesteckt und für den Königsboten den Pfeil vergiftet habe. Und die Bekehrung Elmars zum Christentum, welche Abt Warin vor einigen Tagen gemeldet, war sie nicht ein Zeugnis für die Unschuld des Falken, stärker als alle Eideshelfer? Wer diese offene,

unabhängige Natur kannte, dem war es klar, daß nur die vollste Überzeugung diesen Schritt hervorgerufen hatte. Darum sagt Rab so fest:

„. . . . . neigt' er sich der Taufe,
War's die freie That des Freien,
Nicht die Meinthat eines Heuchlers,
Königschristlich zu gedeihen.

Königschristlich zu gedeihen,
Mögen Schalk und Schelm sich neigen;
Bog der Falk die stolze Stirne,
War's, um sich vor Gott zu beugen.“ (329, 2 u. 3.)

So war denn der Graf überzeugt von Elmars Unschuld. Aber wie war zu helfen? — Rab wußte Rat: war Recht gesprochen worden in des Königs Namen, so mußte jetzt an den König appelliert werden. Er selbst wollte des Falken Sachwalter sein. Badurads, des Bischofs, Beistand sollte dabei nicht vergessen werden; mußte er ja jetzt erfreut sein über die Bekehrung seines Neffen.

Als der nächsten Frühe Strahlen,
Durch die Eichenwipfel brachen,
War der Alte auf dem Wege
Zu der Königspfalz in Aachen. (331, 3.)

(**XXIV.**) Es war Sommer geworden.

Und die Rose glüht' im Garten,
Und der Ginster blüht' am Raine. (332, 3.)

Rab kehrte von Aachen zurück und kam nach Dreizehnlinden. Freudestrahlend lenkte er sein Pferd unter den Thorweg des Klosters, wo der Abt und der Prior freundlich die Gäste empfingen. Elmar weilte noch in dem teuren Asyl. Welch ein Wiedersehen, als er im Remter des Konventes den treuen Freund von der Eichenburg und den alten Diethelm fand! Thränen der Freude und der Rührung rannen von aller Augen, als Rab das königliche Dokument vorzeigte, welches dem Falken vollständige Rehabilitation brachte. Den gelben Frevler dagegen, der sich auf seine Güter an der Maas zurückgezogen, sollte strenge Gerechtigkeit ereilen, strenger noch als der Weiber Rache im Sachsenlande. Den ehrwürdigen Vätern von Dreizehnlinden, die den unschuldig Geächteten gepflegt, ward besondere königliche Gunst zu teil. Noch mehr: der alte Gaugraf mußte voraussichtlich bald einen Nachfolger haben;

ein Sachse, der Falke wohl, sollte ihn ersetzen. — Nur ein Mißton störte die schöne Freude: Bodo lag am Sterben, und so war Eile geboten, um nach Bodinkthorpe zurückzukehren.

Wie mußte es Elmar schwer ums Herz sein, die traute Stätte zu verlassen, wo er den Frieden des Herzens gefunden hatte! Er konnte nicht umhin, dem treuen Diethelm, den er noch Heide glaubte, seine Gefühle mitzuteilen. Da hörte er zu seiner Verwunderung, daß die Drude verschwunden war, und mit ihr Eggi. Und der alte Diener fügte voll Freude hinzu:

„Seit dem Tag, von uns und andern
War es wie ein Bann gewichen,
Und wir wurden Christenleute,
Eh' ein halber Mond verstrichen.“ (340, 6.)

Aus Fulda war ein christlicher Glaubensbote gekommen und hatte sie belehrt. Der Christengott war fürderhin der Sachsen Gott. Wie mußte der Neubekehrte nun sich freuen, nach der Heimat zurückzukehren!

Der folgende Morgen fand die Gäste von Dreizehnlinden auf der Rückkehr nach Bodinkthorpe. Als der Falk geächtet ins Exil ging, da hatten die Bäume, Tiere und Vögel geheime Zwiesprache gehalten. Auch heute ist lebhafter Verkehr unter ihnen. Der Fuchs hat von Wanderleuten erfahren, daß der Falk sich habe taufen lassen. Der Rabe weiß von seinen Vettern, die auf Wodans Schultern sitzen, daß der alte Himmelshüne im blauen Mantel das Sachsenland verlassen hat, als die Drude davon zog: die alten Götter sind vor dem Christengott gewichen. Besonders verdrießlich ist der Uhu, weil seine Erwartungen getäuscht worden sind.

Endlich war das Gebiet des Habichtshofes erreicht. Elmar konnte sich einer Thräne nicht erwehren, als er an Hildegunde dachte, um so mehr, da ihr Vater sterben sollte. Diethelm führte Knappen und Tiere auf den Habichtshof, während die Herren den Weg nach Bodinkthorpe einschlugen.

Hier herrschte Bestürzung. Aiga stand am Röhrborn und schien in Gedanken verloren. Der alte Meier lief hin und her wie betäubt, und seine Befehle waren verwirrt. Inzwischen war der Graf gestorben; Hildegunde kniete vor ihm und meinte,

sie müsse den stockenden Atem wiedererstehen sehen. Umsonst! der Vater war tot.

. . . . Und niedersinkend
Brach sie aus in bittre Thränen. (355, 1.)

Neben ihr kniete der Bischof; er hatte dem Sterbenden im Tode beigestanden und ihn zur letzten Reise ausgerüstet. — Da kamen von Dreizehnlinden die Gäste, voran Elmar und Rab mit Markward und Warin. Wie lange hatte Hildegunde auf Elmars Rückkehr gehofft! Jetzt war er da; sie war freudig erregt und doch schwamm sie in Thränen. Lautete nicht der Spruch der Drude:

„Wenn der Ginster blüht am Raine,
Wenn die Rose glüht im Garten,
Wird ein Frankenmädchen lächeln,
Doch in Thränen. — Kannst du warten?" (296.)

Die Drude hatte wahr gesprochen. Leidvoll war des Wiedersehens frohe Stunde: der Vater war tot. Doch was er nicht selbst zum Glücke seines Kindes hatte anordnen können, das hatte der Sterbende dem Bischof aufgetragen: Elmar, den er einst geächtet, sollte als Gatte die geliebte Tochter heimführen.

Auf die Kniee sanken alle;
Friedensgeister, Gottes Engel,
Schwebten durch die stille Halle. (358, 1.)

(**XXV.**) Damit ist der Sang zu Ende. — Es war ein schwieriges Unternehmen, ein christliches Lied zu singen zu einer Zeit, wo ehrwürdige, heilige Satzung zur Fabel geworden, Recht zu Aberwitz; wo

Wild die Herzen, feil die Treue,
Gold und Macht die höchsten Götter,
Und den Altar unterwühlen
Hier die Heuchler, dort die Spötter. (360, 2.)

Doch Mut und Ausdauer haben nicht gefehlt, und nun ist's fertig. Aber nicht für alle hat der Dichter sein Lied bestimmt:

Nur für diesen, nur für jenen,
Der abseits der großen Straße
Horchen mag verlornen Tönen. (360, 5.)

Seine Dichtung ist wie die Waldkapelle, zu welcher nur der einsame Jäger und der andächtige Pilger kommen, ein stilles Gebet sprechend. — Nun nimmt der fromme Dichter Abschied mit den rührenden Worten:

Helf' uns Gott den Weg zur Heimat
Aus dem Erdenelend finden:
Betet für den armen Schreiber,
Schließt der Sang von Dreizehnlinden. (361, 3.)

Allgemeine Erörterungen zum Ganzen.

I. Grundgedanke. — Aus vorstehender Inhaltsangabe ergiebt sich der tiefere, großartige Gedanke, welcher der Dichtung zu Grunde liegt: Der siegreiche Kampf des Christentums mit dem Heidentum. Durch Milde und Überzeugung triumphiert die christliche Lehre über den altgermanischen Götterglauben, zum Glück und Segen derer, die das Kreuz unter sein sanftes Joch bringt.

II. Stoff. — Den Stoff bietet ein welthistorisches Ereignis: Die Unterwerfung des Sachsenvolkes durch Karl den Großen. Der gewaltige Kaiser hatte erkannt, daß ein trotziges Volk wie der Sachsenstamm nicht durch Gewalt allein in der Botmäßigkeit zu erhalten sei. Da aber die völlige Unterwerfung desselben durch die Notwendigkeit geboten war, weil sonst das Frankenreich sich gegen seine östlichen Grenznachbarn niemals sicher gestellt sah, wie die häufigen Einfälle derselben bewiesen hatten, so blieb kein anderes Mittel, als die Sachsen zum Christentum zu bekehren und sie so an mildere, ruhige Sitten zu gewöhnen. Sachsentrotz und altgermanisches Heidentum verbanden sich, um der Franken Herrschaft und Religion abzuwehren, abzuwerfen und zu vernichten. Die milde Friedenssonne des Christentums brauchte Zeit, um die finstern Nebel in den waldbedeckten Sachsengauen zu verscheuchen; aber sie drang siegreich durch, und herrlich erblühte das Christentum; so herrlich erblühte es, so tief umgestaltend durchdrang es Land und Leute, daß bald ein Kind des Sachsenstammes die neue Lehre begeistert besang in einem Liede, welches wir heute noch bewundern und mit Stolz zu den Perlen der deutschen Litte-

ratur zählen, das Heliandslied, auf welches der Prior mit Freude und Entzücken den jungen Falken hinweist.

War es nicht vielleicht dieses Lied, welches auch unsern Dichter angeregt hat, dem Landsmann nachzueifern in der Verherrlichung des Christentums, das ihm und seinen Stammgenossen so tief ins fromme Herz hineingewachsen ist?

III. Schauplatz. — Der Dichter hat den Schauplatz der Ereignisse in die eigene Heimat verlegt, die ja zu den alten Sachsengauen gehört, und die er so treu liebt. In der frommen, zugleich überzeugungsvollen und thatkräftigen Sinnesart, mit der seine Landsleute von jeher am ursprünglichen Christentum festhalten, fand der Dichter auch vorzügliche Nahrung für sein gläubig gestimmtes Gemüt. Dort besonders konnte er Verständnis suchen für die innern Kämpfe, die vor tausend Jahren ein ehrlich gesinnter heidnischer Landsmann zu bestehen hatte, bevor das wahre Licht von oben sich siegreich Bahn brach in die ungestüm tobende, zweifelvolle Seele; die edlen und kräftigen Accorde, welche die zartbesaitete Dichterharfe in so reicher Fülle auszuströmen bereit stand, mußten in den Westfalenherzen gewaltig wiederhallen.

Einen bestimmten Ort jedoch, an dem die Ereignisse stattfinden, gibt der Dichter nicht an, außer daß er im allgemeinen den Nethegau nennt. Das darf uns aber nicht befremden; hat ja auch Goethe in seinem „Hermann und Dorothea“ einen genau bestimmten Schauplatz nicht ausgewählt. Zwar giebt der Dichter der Phantasie hinreichende Anhaltspunkte, so daß sie sich die Örtlichkeit genau vorstellen kann, bindet sich aber durchaus nicht an einen festen, bekannten Ort. Und nicht mit Unrecht; denn für die meisten Leser wäre es von wenig Belang, und die Phantasie zieht es vielmehr vor, in ihrer vorstellenden Thätigkeit nicht zu sehr gehemmt zu sein. Besonders aber ist es für die freie Entwickelung einer großen Dichtung vorteilhaft, durch die zu engen Grenzen einer genau angegebenen Gegend nicht behindert zu werden, weil leicht Lokaltraditionen oder topographische Einzelheiten, die manchmal für den Aufschwung und die freiere Bewegung des künstlerischen Genies ein Hemmnis sind, störend in den Weg treten könnten. Die Kunst ist frei, und darum hat sie das Recht, nicht bloß die Ortsverhältnisse, sondern sogar den ganzen Stoff in Bezug

auf den Thatbestand und die geschichtlichen Einzelheiten bildend umzugestalten und künstlerisch zu idealisieren. Der Dichter nennt deshalb auch selbst in den Anmerkungen zur Dichtung seine vom Kloster Dreizehnlinden, von dessen Lage und Umgegend gegebenen Schilderungen „freie, in den Rahmen der Geschichte eingefügte Dichtung“, und läßt es hingestellt, ob man das Kloster in der berühmten Benediktiner-Abtei Corvey wiederfinden wolle. Bodinkthorpe, der Wohnort des alten Gaugrafen, ist dem heutigen Bökendorf sehr ähnlich. Auch Alhausen, des Dichters eigener Geburtsort, wo der Volksüberlieferung gemäß unter Friggas heiligem Baume, der Linde, regelmäßig ein Allding stattgefunden, ist in Aldinghaus zu suchen, wie die Einleitung zum XII. Gesang „Auf der Dingstätte“ andeutet:

Grünt sie noch auf deinem Anger,
Aldinghaus, die alte Linde,
Die dem Knaben Sang und Sage
Zugerauscht im Abendwinde?

Aldinghaus, zu klug geworden
Sind die Menschen unsrer Tage:
Längst verhau'n ist deine Linde,
Längst verschollen Sang und Sage. (118, 3 u. 4.)

Der Dichter hatte als Knabe die alte Linde noch gesehen; seitdem war das poetische Denkmal dem Eigennutz zum Opfer gefallen, daher die Frage und Klage.

IV. Zeit. — Auch die Zeit ist richtig gewählt. Die Periode der Kämpfe unter Karl dem Großen ist vorüber; er selbst lebt nicht mehr. Wie wäre auch so zu sagen unter seinen Augen der Umschwung in den Gemütern denkbar gewesen? Ist ja noch die bloße Erinnerung an den eisernen Frankenherrscher und sein Blutgericht zu Verden eine Hauptschwierigkeit bei der Annahme der christlichen Lehre! Der Haß gegen die Sieger mußte auf deren Religion übergehen. Und welch ein Haß! Ein Jahrzehnt ist schon verflossen, seitdem der gutmütige Ludwig der Fromme in milderer Weise das Scepter führt, und wie gärt es noch in den Gemütern, trotzdem die Fremdherrschaft wirklich befestigt und der Adel gewonnen ist! Fulko, der Schmied, der des Geächteten Pferd beschlagen soll, ruft ingrimmig aus:

„Falk, mir deucht, jetzt ist die Stunde!
Hebt sich nur mit Waffenschalle
Reisig Volk in allen Gauen,
Kommt er (Widukind) und befreit uns alle. (146, 3.)

Nur ans Werk! Erst recht im Zorne,
Werden wir die Welschen schlagen,
Wie am Osning sie den Vätern
Und am Süntel uns erlagen. (147, 3.)

Elmar selbst hörte in seiner Jugendzeit nichts so eindringlich wiederholen als Haß gegen die Franken und ihre Religion.

Zu einer früheren Zeit wären demgemäß Haß und Leidenschaft zu groß gewesen, als daß ein Sieg des Christentums ohne Wunder möglich gewesen wäre. Andererseits sind zu der angegebenen Zeit die Schwierigkeiten noch bedeutend genug, um den Sieg des Christentums in ein helles Licht treten zu lassen: das Heidentum ist noch lange nicht tot, der Frankenhaß noch lange nicht gelöscht, und so muß das Spiel des Gegensatzes wirksam beitragen, um den Grundgedanken lebhaft hervortreten zu lassen. Der Dichter verlegt darum die Ereignisse sehr gut in die Regierungszeit Ludwigs des Frommen. Die Handlung beginnt im Frühjahr 822; zur Zeit der Sonnenwende ist Elmar beim heidnischen Opfer; es folgt das Erntefest, seine Verurteilung auf der Dingstätte im Herbst, seine Krankheit und Genesung zu Dreizehnlinden während des Winters und Frühlings 823, bis er im Sommer nach der Heimat zurückkehrt, wo die Handlung abschließt.

V. Ziel der Dichtung. — Die Verhältnisse, unter welchen sich die Dichtung entwickelt, um den Triumph des Kreuzes darzustellen, gestalten sich nach dem Gesagten folgendermaßen:

Das Volk der Sachsen ist unterjocht und jeder physische Kampf ist beendet. Zu den Waffen kann es nicht mehr greifen, weil an eine allgemeine Erhebung, die übrigens in den jetzigen Verhältnissen erfolglos geblieben wäre, nicht mehr zu denken ist. Doch gärt es noch gewaltig in den Gemütern: die Erinnerung an der Väter Thaten ist noch zu frisch, die Liebe zur Freiheit noch zu groß, der Trotz und die Unbändigkeit des Charakters noch zu unbeugsam, als daß das gewöhnliche

Volk und vom Adel alle, die noch die Neuerungen nicht lieb gewonnen, also alle wahren Patrioten, sich zufrieden in die neue Lage finden könnten. Die christliche Lehre soll nun ihren lindernden Einfluß ausüben, um die Gemüter zu beschwichtigen, und so soll die wirkliche Unterjochung des Landes vollendet werden. Welche Stellung mußte aber das Sachsenvolk angesichts dieser Verhältnisse einnehmen? Zuerst hatte der Sieger ihm die politische Freiheit und Unabhängigkeit geraubt und die Fremdherrschaft drückte gewaltig, so gewaltig, daß selbst die Frauen bereit sein wollen, sich zu erheben, wie „der Landsturm" beweist. Nun soll ihnen auch noch die geistige Freiheit geraubt werden: der verhaßte Sieger schickt Glaubensboten, um die neue Religion zu verkünden; auch das Gewissen soll dem fremden Herrscher gehorchen lernen. Daß die empörten Sachsen im Anfang die christlichen Missionäre erschlugen und ihre Niederlassungen zerstörten, müssen wir unter diesen Umständen erklärlich finden. Erst allmählich vermochten sie die fremden Mönche zu ertragen, weil der Sieger Macht sie schirmte. Und welches Mißtrauen, welche Abneigung wurden ihnen noch entgegebracht! Elmars Erziehung dient als Beleg. Hätte der König gegen die Widerspenstigen das Verfolgungssystem eingeschlagen, so war bei diesem Volkscharakter erst recht kein Erfolg zu erwarten. Übrigens hat das Christentum bei Bekehrung der Völker nie zu Gewaltmitteln gegriffen: auch hier sollte die linde, erwärmende Kraft der göttlichen Lehre durch sich selbst nach und nach die Eisrinde, welche diese trotzigen Herzen umfangen hielt, sprengen und schmelzen. Daß und wie dies im Sachsenlande in erfolgreicher Weise geschah, das zu zeigen, ist der Dichtung Ziel.

VI. Anlage. — In der Idee des Dichters repräsentieren demgemäß die Personen, die in der Dichtung handelnd auftreten, die zwei entgegenstehenden Lehren, Christentum und Heidentum, und die beiden Völker als Träger derselben, die Franken als Sieger und die Sachsen als Besiegte. Wahrhaftig eine großartige Anlage, die zugleich auch andeutet, welch hohen Flug die Dichtung nehmen und wie sie über das Alltägliche hoch emporragen muß, wenn sie ihr Ziel erreichen will.

Zwei Völker stehen kampfbereit, allerdings nicht mehr um sich gegenseitig zu zerfleischen, wohl aber um die geistige

Oberherrschaft zu erringen. Es handelt sich um ihre Religion, aber nicht in waffenklirrenden Kreuzzügen, noch in fanatischen Religionskriegen, sondern in dem stillen Kampf der Überzeugung: auf Seiten des Angreifers milde Belehrung und freundliche Worte mit dem Beispiel der Tugend als einzige Waffen; auf seiten der Angegriffenen der Trotz eines unterjochten Volkes, das sein letztes Bollwerk belagert und bedroht sieht: seine innere Freiheit, seine Überzeugung, seine Religion, seine Götter.

Lehren und Völker als solche konnten aber nicht als Personen in einer Dichtung auftreten, besonders nicht in einer epischen Dichtung, welche Objektivität und Anschaulichkeit, konkretes Dasein und Gepräge in so hohem, ausschließlichem Maße als charakteristische Merkmale fordert. Mögen wir auch in Calderons geistlichen Festspielen allegorischen Figuren begegnen, die alle abstrakten Ideen, sogar die Welt, die Tugend und die Sünde als Personen darstellen, die Epik muß vor allem lebensfrische, lebendige Personen vorführen, die in natürlicher, ungezwungener Weise auftreten, sich entwickeln und nur so eine Idee repräsentieren, als deren Träger sie schließlich erscheinen. In der vergeistigten Idee, in der Abstraktion des Dichters sind es Christentum und Heidentum, Frankentum und Sachsentum, die miteinander ringen und kämpfen. Nach dieser Idee hat sich die Dichtung zu gestalten: sie ist die geistige, unerfaßbare Seele, die dem Ganzen Leben und Gestaltung verleiht. Bei jedem organischen Wesen muß ja ein Lebensprincip, einfach und übersinnlich, zu Grunde liegen und seine organisatorische und belebende Thätigkeit entwickeln; dann entfalten sich die einzelnen Glieder in ihrer lebendigen Eigentümlichkeit und vereinigen sich wieder harmonisch zum Ganzen. So muß sich auch hier des Dichters abstrakte Idee verkörpern in individuellen Personen, die mehr darstellen als ihre Individualität, nicht als ob diese Personen schablonenmäßig sich gestalten dürften, nach Schnitt und Muster einer vorgefaßten Meinung, sondern episch wahr und menschlich natürlich müssen sie bleiben: sie dürfen in ihrem Handeln nicht das Bewußtsein bekunden, daß sie eine Idee zu repräsentieren haben, sondern ihr Auftreten muß ihre freie und ungezwungene Individualität darthun in ihrer ganzen naturwüchsigen Anlage,

und gleichsam unbewußt müssen sie schließlich von selbst als Träger einer ihrem Wesen und Charakter entsprechenden Idee erscheinen. Nur dann sind sie vom Dichter richtig aufgefaßt und dargestellt.

So finden denn in des Dichters wirklicher Darstellung die einzelnen Ideen ihre konkreten Träger und Repräsentanten: das Christentum in den Mönchen von Dreizehnlinden, speciell im Abt Warin und vorzüglich im Prior; das Heidentum in Thiatgrim und vor allem in der Drude Swanahild; das Frankentum in Bodo, dem Gaugrafen, und in Gero, dem königlichen Sendboten; das Sachsentum in Rab, dem Eschenburger, und vorzüglich in Elmar, dem Herrn vom Habichtshofe. Dieser letztere tritt natürlich als Hauptperson vor allen hervor, als Held des Stückes, weil gerade in ihm die Idee personifiziert wird, wie das Sachsentum und Heidentum von dem Frankentum und Christentum besiegt und überwunden wird; darum ist er auch nicht ein Sachse, der erste beste, sondern der Sachse, der Träger und Repräsentant des ganzen Volkes in seiner natürlichen, urwüchsigen Kraft und Energie, wie die Geschichte sie uns bezeugt. An ihn schließt sich durch persönliches Verhältnis des Gaugrafen Tochter Hildegunde enge an und wird zu einer Hauptperson. Da der Dichter eben seinen Helden nach allgemein menschlicher Auffassung darstellen wollte und mußte, so konnte er auch nicht von der mächtigsten Triebfeder im menschlichen Handeln Abstand nehmen, nämlich von der Liebe. Hildegunde, die Jugendgespielin Elmars, wird später die Auserwählte seines Herzens. Doch ist ihre Thätigkeit in der ganzen Handlung, ihrem echt weiblichen Gemüte entsprechend, mehr eine passive, als eine aktive, und darum teilt auch des Dichters Genie ihr nicht eine thätig eingreifende, sondern eine passiv bestimmende Rolle zu. So hat sie denn allerdings einen höchst entscheidenden Einfluß auf den Helden der Dichtung, und ohne ihre veranlassende und beständig thätige intime Einwirkung als Christin auf das Herz Elmars wäre vielleicht des Priors Überzeugungskunst ohne Erfolg geblieben. Deshalb mußte sie notwendig eine Hauptperson werden, nicht so sehr durch ihre Thätigkeit, als vielmehr durch ihren so zu sagen unbewußten Einfluß auf die Entwickelung der Haupthandlung, durch das Interesse, welches sich an ihre Person

knüpft. Aber sie repräsentiert weder das Christentum noch das Heidentum, sondern vielmehr das allgemein Menschliche; daher ihre mehr passive Stellung in der leitenden Idee der Dichtung.

Um diese Hauptpersonen gruppieren sich andere als Nebengestalten, um dem Ganzen Fülle und Leben zu verleihen. Auf seiten des Christentums Badurad, der Bischof von Paderborn; auf seiten des Heidentums Eggi, der beinahe zu einer Hauptperson geworden wäre, wenn ihn nicht seine Rolle nur zum Zeugen, allerdings zum wichtigen, ausschlaggebenden Zeugen, aber schließlich doch nur zum objektiven Zuschauer aller Ereignisse machte, der eigentlich nirgends eingreift. Auf seiten des Frankentums finden wir natürlich weniger Adepten, weil es als Landesverrat galt, wenn ein Sachse fränkische Gesinnungen hegte, bis das Christentum beide Völker sinnesverwandt gemacht hatte. Auf seiten der Sachsen sind hervorzuheben Fulko, der Schmied, Isenhard, der alte Meier, Diethelm, der treue Hausverwalter, Werinhard, der freie Bauer; von sächsischen Frauen Irmintrude, Elmars Mutter, Katla, die grimme Wittib von der wilden Wiese, und vor allen die schelmische Aiga, Eggis Gegenbild.

VII. Zusammenhang und Motivierung. — Ehe wir zur Charakterzeichnung der einzelnen Personen übergehen, müssen wir einen Blick in die Werkstätte des Dichters werfen, um ihn bei seinem Schaffen zu beobachten und zu sehen, wie das poetische Genie den Stoff zu gestalten, zu verarbeiten und organisch zu verbinden thätig war, zuerst in den größeren Umrissen und dann in der Verknüpfung der einzelnen Ereignisse.

Nachdem der Dichter angekündigt, was er singen will, führt er in den Mönchen von Dreizehnlinden das Christentum ein und charakterisiert es in seiner segensreichen, opfervollen Thätigkeit. Dann lernen wir den Helden der Dichtung kennen, an dem die Kraft der christlichen Lehre sich erproben soll. In wirksamem Gegensatz wird noch dem Christentum das Heidentum, jedes in seinem Gottesdienst, gegenüber gestellt; nach dieser Orientierung beginnt die eigentliche Handlung. Das Erntefest bringt die Verwickelung, es reift in Gero der Entschluß, seinen Nebenbuhler um jeden Preis aus dem Wege zu räumen.

Nachdem der Falke, des Hauses verwiesen, dem Grafen das Leben gerettet, nimmt Gero zu anderen Mitteln seine Zuflucht. Auf den mißlungenen Mordversuch folgen die Anklage auf der Dingstätte wegen Brandstiftung und Elmars Verbannung, dann dessen Aufnahme in Dreizehnlinden und, nach Genesung des Leibes, endlich auch nach langen Kämpfen die Heilung der Seele durch Übertritt zum Christentum. Sächsische Frauen rächen unterdessen den Geächteten am Königsboten. Hildegunde, die weise Herrin des Hauses, die unaufhörlich den Verbannten betrauert, sucht Trost bei der Drude; und nachdem Eggi die Wahrheit an den Tag gebracht, erfolgt nach Elmars Rückkehr, dem Wunsche des inzwischen gestorbenen Grafen gemäß, die Vereinigung der Liebenden.

Wie aus diesen allgemeinen Umrissen ersichtlich ist, entwickelt sich die Handlung zusammenhängend und ohne Lücke, ohne Zwang. Gehen wir etwas genauer auf die Einzelheiten ein.

Vor allem tritt die Einheit der Handlung klar hervor: trotz der großen, weltgeschichtlichen Ereignisse, die uns vorgeführt werden und die den großartigen Gegenstand der Dichtung bilden; trotz der so verschiedenen Elemente, Christentum, Heidentum, Geschichte und sächsische Kultur, welche in der Dichtung zusammenwirken: ist doch Elmars Schicksal beständig der hervorragende, alle Einzelheiten verbindende Gegenstand unserer Teilnahme, unserer Aufmerksamkeit, unserer Spannung. Durch des Dichters feine Charakterschilderung wird uns der Held sofort sympathisch. Ziehen wir noch dessen Verhältnisse in Betracht, seine edle Abkunft, seine Jugend, seine Vereinsamung, seine Ratlosigkeit, die traurige Lage seines Volkes, welches nach Fulks Ausspruch auf ihn große Hoffnungen stellt, die Erwartungen der Drude, die in ihm ebenfalls eine Stütze des sinkenden Heidentums sieht: das alles sind Umstände, welche ganz natürlich zusammentreffen und uns für die Person Elmars und seine ferneren Schicksale im höchsten Grade einnehmen. Die gesamte Lage wird noch poetisch verklärt und gehoben durch die Liebe, infolge deren von Elmars Schicksal auch noch das Glück einer anderen Person abhängt, welche der Dichter ebenfalls gleich von Anfang an unserem Herzen nahe zu rücken verstanden hat.

Unter diesen Verhältnissen muß unsere Teilnahme lebhaft erregt werden, und mit höchster Aufmerksamkeit folgen wir, auf den Ausgang gespannt, dem Helden der Dichtung auf Schritt und Tritt. An ihn und sein Schicksal schließen sich aber alle Teile der Dichtung eng an, so daß die Einheit der Handlung vollkommen hergestellt ist.

Nach des Dichters Grundgedanken muß Elmar, der Repräsentant des heidnischen Sachsenvolkes, der Sachse sein und in ihm das Volk sich zum Christentum bekehren. In wiefern er wirklich der Repräsentant seines Volkes ist und als solcher angesehen werden werden muß, das wird seine Charakteristik noch weiter unten darthun. — Soll er sich bekehren, so muß vor allem tiefe Religiosität eine Eigenschaft Elmars sein; sonst sind seine späteren Seelenkämpfe und seine Ausdauer dabei nicht zu begreifen. Es muß aber auch das Christentum ihm nahe gebracht werden; mithin mußte der Dichter zunächst über Gründung, Ausbreitung und Einfluß des Christentums uns im einleitenden Teil der Dichtung orientieren, und das geschieht im II. Gesang „Das Kloster“. Wir lernen dabei zugleich den Schauplatz der Handlung kennen, wo Elmars heftigste Kämpfe siegreich endigen. In der „Mette“ werden die Mönche vorgeführt, mit denen er später in Berührung kommt, und so haben wir Gelegenheit, sie kennen zu lernen, besonders den Abt, mehr noch den Prior, der in Elmars Bekehrung die wichtigste Rolle spielt, und Beda mit dem Bruder Ailrat, welche als heilkundige Mönche dem Verwundeten Genesung bringen sollen. Diese Orientierung über das Christentum wird vollendet durch die vergleichende Gegenüberstellung mit dem Heidentum in dem IV. und V. Gesang.

Ehe aber die christliche Lehre Elmar mit Erfolg nahe gebracht werden konnte, war es notwendig, daß er, der infolge seiner Erziehung ein religiös gläubiger, sogar mit Haß gegen das Christentum erfüllter Heide war, vorerst selbst veranlaßt wurde, prüfend an das Christentum heranzutreten. Dies geschieht durch seine Liebe zu der christlichen Frankentochter: sie ist die natürliche Anziehungskraft, welche Elmar bis in den Bereich des Magnetsteins des Christentums führt, der ihn dann vollends anzieht. Es mußte ferner durch Läuterung in der Leidensschule die Seele für die hohe Lehre empfänglich

gemacht werden. So war der Zeitpunkt gekommen, wo das Christentum in dem Tugendbeispiel und der Belehrung der Mönche an den jungen Sachsen heranzutreten hatte. Damit sind die Grundlinien des ganzen Prozesses von Elmars Bekehrung gezeichnet, wie derselbe in natürlicher und vernünftiger Weise verlaufen mußte und in der Dichtung wirklich verläuft.

Hildegunde findet er auf seinem Lebensweg, indem sie als Nachbarkind seine Gespielin wird. Aus der kindlichen Freundschaft entwickelt sich die Liebe, wie wir das auf dem Erntefest bemerken können. Damit ist in ganz natürlicher Weise einer der Hauptfaktoren für die dichterische Handlung gewonnen.

Die Leidensschule wurde dem jungen Sachsen am wirksamsten und empfindlichsten von übelgesinnten Menschen bereitet. Das passende Werkzeug dazu in der leitenden Hand der göttlichen Vorsehung war Gero. Niemand war dazu besser geeignet; denn zuerst war er ein Franke und also von vornherein den Sachsen nicht gerade hold. Dann konnte der Dichter eine solche teuflische Bosheit, wie sie Gero an den Tag legt, unmöglich einem Sachsen zuteilen: die Liebe zu seinem Volke und der ehrliche, sympathische Charakter, welchen der Sachsenstamm im ganzen Gedichte bekundet, ließen solches nicht zu. Es würde uns verletzt haben, wenn ein Sachse seinen Stammgenossen gegenüber eine solche Rolle gespielt hätte. Es ist schon schlimm genug, daß die Edelherren das Volk verlassen haben und nicht den Mut besitzen, für den männlichen Vertreter, dem das Volk auf der Dingstätte so offen und so ungeheuchelt seine Teilnahme und seine Sympathie beweist, gegen den Königsboten einzutreten. Allein das können wir noch begreiflich finden, weil die Sieger den Adel zu gewinnen suchen mußten, und die Edelinge ihren Vorteil dabei fanden, wenn sie sich den ohnehin unbezwingbaren Franken willig fügten. Die Edelinge konnten schon den alten Traditionen der Väter untreu geworden sein, während das Volk noch in seinem ursprünglichen und urwüchsigen Charakter beharrte, der ihm Elmar so sympathisch machte. Dies hat der Dichter übrigens trefflich in der Dichtung gezeichnet. Gero war endlich der richtige Mensch, um die Ungerechtigkeit, die Verworfenheit über Recht und Unschuld triumphieren zu lassen, weil er als Königsbote sich sozusagen alles ungestraft erlauben durfte und dazu

die Macht und den Einfluß besaß, welche nötig waren, um seine schändlichen Pläne durchzusetzen. Endlich war es für die inneren Kämpfe Elmars vor seiner Bekehrung von großer Wirkung, daß gerade ein Anhänger der christlichen Religion unter dem Deckmantel religiösen Eifers ihn in solches Elend brachte: diese Kämpfe, dieses Ringen in Elmars Seele wäre weniger begreiflich und weniger ergreifend gewesen, wenn nicht gerade sein schmählichster Verfolger ein Christ gewesen wäre. Warum fährt Elmar im Klostergarten wie entsetzt auf, indem er ruft: „Auch die Feinde soll ich lieben? Pater Prior, welch Verlangen!“ Soll er Gero noch lieben müssen? Dieser Umstand läßt Elmars Übertritt zum Christentum um so großartiger erscheinen, und das christliche Sittengesetz wird in seiner wunderbaren, übermenschlichen Erhabenheit wirksam hervorgehoben.

Elmar trifft mit Gero zuerst auf dem Erntefest zusammen. Der Königsbote hatte Hildegunde liebgewonnen, muß aber hier die Erfahrung machen, daß der junge Sachse ihm vorgezogen wird. Verschmähte Liebe und Eifersucht werden nun die reiche Quelle, aus der das Verderben des Falken entspringt.

Elmar, der am Erntefeste wegen Gero des Hauses verwiesen worden, irrt, da er zu Hause doch nicht Ruhe finden kann, nicht weit von Bodinkthorpe umher und ist somit gleich zur Stelle, um den Grafen und seine Tochter zu retten, als Grimbart aus Rache, vielleicht auch auf Antreiben Geros, den Hof angezündet und zwar in der aufs Erntefest folgenden Nacht, damit das berauschte und deshalb zum Löschen unfähige Gesinde keine Rettungsarbeiten vornehmen könne. Dadurch, daß Elmar dem Nachbarn seine Wohnung für den Winter zur Verfügung stellt, ist Gero auf dem Punkte, wieder alles zu verlieren; als aber der Graf Elmars Anerbieten ablehnt, ist ihm Veranlassung gegeben, denselben jetzt schon hier und später, nach dem mißlungenen Mordversuch, auf der Dingstätte öffentlich der Brandstiftung zu bezichtigen.

Diesmal hat der Königsbote seine Netze gut gestellt. Der ganze Plan ist aufgebaut auf die feige Feilheit der sächsischen Edelinge, die vor der Würde des Königsboten zu Kreuze krochen, weil der Egoismus und die Eifersucht wegen des Einflusses beim Königsboten sie ihrem Vaterlande untreu

gemacht hat. Ein wahrer Anklagepunkt, den Elmar nicht leugnen konnte, die Teilnahme am Opfer beim Balderfeste, soll die zwei anderen als wahr erscheinen lassen und stützen. So gelingt das Werk. Zwar wird Elmar nicht getötet, weil der vorsitzende Gaugraf, wie ganz natürlich, seine Jugend als Entschuldigung und mildernden Umstand annimmt; doch wird er dem Elend überliefert und muß endgültig Gero das Feld räumen, der in den Besitz seiner Güter tritt. Die Haupthandlung hat hier Gelegenheit geboten, eine erschöpfende Darstellung des altgermanischen Gerichtsverfahrens zu geben.

Elmar ist gerichtet: das Volk nimmt an seinem Schicksal den lebhaftesten Anteil und ist in gewaltiger Gärung. Wäre Aussicht auf Erfolg gewesen, jetzt hätte Elmar, noch dazu von Fulk mit wilden Worten aufgestachelt, die Fahne der Empörung geschwungen, um Rache zu nehmen für sich und Freiheit zu erkämpfen für sein Land und sein Volk. Das Ziel ist verlockend, Mut dazu hatte er, Rachelust auch: er hätte „waten mögen im Blute bis ans Knie“. Aber Erfolg ist unmöglich, so wie jetzt die Edelherren zu den Franken halten, und überall fränkische Soldaten unter Waffen stehen, bereit, jeden Versuch sofort blutig niederzuschlagen und „wie bei Verden sie zu taufen“. Das alles hat Elmar überlegt und sich entschlossen, in die Verbannung zu gehen. Seine Reise durch den Wald benutzt der Dichter zu einem Stück Naturpoesie, indem sich Tiere und Bäume über den jungen Sachsen unterhalten. Der Dichter thut dies ein zweites Mal in ähnlicher Weise bei Elmars Rückkehr. Wie sehr das ganze Volk an dem unglücklichen Schicksal des Falken teilnimmt, beweist der „Landsturm“, indem sogar die Frauen für ihn eintreten und ihn rächen wollen. So ist das Kulturbild geschickt mit der Haupthandlung und mit Elmars Person verknüpft.

Der Zufall scheint Elmar nach Dreizehnlinden geführt zu haben, so natürlich bewerkstelligt sich seine Aufnahme ins Kloster. Seine lange Krankheit hält ihn dort mehr als ein halbes Jahr fest bis zu seiner völligen Wiederherstellung. Und so ist denn Elmar in der einfachsten und natürlichsten Weise für lange Zeit in direkte, unmittelbare Berührung mit dem Christentum gesetzt: der innere Seelenprozeß, schon nahegelegt durch die Liebe zu einer Christentochter, beginnt; er

entwickelt sich unter dem Einfluß des Tugendbeispieles und der Belehrung von seiten der frommen Mönche und endigt mit Elmars Bekehrung. Eggis Enthüllungen, bestätigt durch Grimbarts Geständnis, führen zu einer Rehabilitation des jungen Falken und zur glücklichen Vermählung mit Hildegunde. Elmars Bekehrung ist der Anstoß geworden für viele anderen; das Heidentum ist überwunden, was der Dichter bezeichnend andeutet durch das Verschwinden der Drude mit Eggi. Das Christentum hat durch seine innere Kraft gesiegt.

Der logische Aufbau der Handlung liegt somit klar vor, und es lassen sich auch ganz deutlich die Teile unterscheiden, in welche jede Darstellung zerfallen muß: die 5 ersten Gesänge bilden in der Gesamtdichtung den allgemeineren Teil oder die Einleitung, durch die wir mit Zeit, Ort, Personen und Verhältnissen bekannt gemacht werden. Die 17 folgenden enthalten die Ausführung oder die eigentliche Handlung, von Elmars erster Begegnung mit Gero bis zu seiner Bekehrung und Taufe. Die 3 letzten bilden den Schluß, indem sie in glücklicher Weise die Handlung zu Ende führen. Der erste Gesang als Einleitung und der letzte Gesang als Schluß gehören nicht zur Handlung als solcher und sind deshalb nicht als Einleitung und Schluß der Handlung, sondern der Gesamtdichtung überhaupt anzusehen, als eine Art Prolog und Epilog.

VIII. Verzahnung. — Werfen wir noch einen Blick auf die Verzahnung, wie Goethe sie nennt. Sie besteht darin, daß die Ereignisse vorher angekündigt und vorbereitet werden, oder daß sie sich gegenseitig stützen, oder daß das Nachfolgende das Vorhergehende bestätigt und erklärt, oder endlich daß ein Umstand, ein Ereignis in ergiebiger Weise mehrfach verwertet wird zur Verbindung und Verkettung des Ganzen, also mehrfachen Zwecken dient. Wenn z. B. der gute Prior gleich beim ersten Anblick des Fieberkranken so gerührt ist, daß er eine Thräne des Mitleids vergießt (167, 3), so ist ja dadurch all seine spätere Liebe und Mühewaltung für Elmar angedeutet. Diese Verzahnung, welche der Dichter trefflich versteht, ließe sich im einzelnen für jedes Ereignis untersuchen und darthun. Wir wollen das Hauptsächlichste herausgreifen, um des Dichters Kunst in dieser Hinsicht nachzuweisen.

Das Erntefest ist eigentlich ein Kulturbild; aber wie

vielfältig sind in diesem Gesange die Einzelheiten, welche zur Entwickelung der Handlung gehören! Hildegundens Liebe wird offenkundig; Geros Feindschaft bricht los, Elmars Leiden beginnen. Nach allen Seiten greift dieser Gesang verbindend, erklärend und vorbereitend in die Handlung ein: Badurad giebt seinem Neffen vom Habichtshof die Hand nicht zum Gruße; diese Handlungsweise weist uns zurück auf Elmars Jugendgeschichte im III. Gesang; der eifervolle Bischof war nicht angehört worden, als es sich um die Erziehung des vaterlosen Neffen handelte. Geros Spott über den Roßfleischesser bezieht sich auf Elmars Teilnahme am Opfer bei der Sommersonnenwende. Warin erinnert sich später während Elmars Krankheit an den hohen Mut, mit dem der junge Sachse auf dem Erntefest die Ehre seiner verstorbenen Mutter verteidigt. Der Brand im folgenden Gesang wird hier angekündigt und motiviert. Das Geschrei der wilden Katze wird uns hier klar. Eggis Geschenk an Aiga und die träumerische Verlorenheit dieser nach des neckischen Buben Verschwinden erklärt dieser Gesang zum großen Teil. Ja, Geros Erfolg auf der Dingstätte und die Dreistigkeit und Unverschämtheit seiner Handlungsweise gegen Elmar sind hier vorbereitet und nahegelegt, indem der Königsbote schon gleich einen ersten vollständigen Erfolg in seinen Plänen gegen Elmar erzielt, trotzdem der Bischof anerkennen muß, daß der Falke pflichtgemäß gehandelt habe; die Art und Weise, wie hier Bodo die Person des Sendboten in Schutz nimmt und den Störer des Hausfriedens strenge straft, muß Gero in der Verfolgung seines Zieles kühn und verwegen machen und läßt uns den Ausgang auf der Dingstätte ahnen.

Der Brand, im vorhergehenden Gesang schon vorbereitet, greift in die Handlung fördernd und verknüpfend ein, indem Gero und Elmar in ihrem Benehmen dem Grafen gegenüber sich in grellem Kontrast charakterisieren: Elmar, ganz Hingebung in der Not, das erlittene Unrecht vergessend; der feige Egoismus Geros, der seinen Beschützer, sogar die noch immer geliebte Hildegunde vergißt über der Angst für sein Scharlachkleid. Hier wird ferner die Anklage der Brandstiftung angekündigt und begründet, die Gero auf der Dingstätte vorbringt. Hildegundens Liebe zu Elmar endlich bekommt hier ihre feste,

vernünftige Grundlage, indem Elmar ihres Vaters und ihr eigener Retter wird aus so sicherer Todesgefahr.

Die Verwundung Elmars erweist sich für die Verzahnung besonders als ein Ereignis von glücklichster Erfindung. Zunächst ist es erklärlich und begreiflich, daß Gero, sowie wir ihn kennen, den kürzesten Weg einschlägt, um sich Elmars endgültig zu entledigen. Daß er selbst den Mord vollführen will, ist sowohl auf Rechnung seiner Rache an dem verhaßten Nebenbuhler als auch des Mißtrauens zu schreiben, das sich niemand anvertrauen will. Elmars Verwundung bietet sofort Gelegenheit, wiederum dessen herrlichen Charakter in seinem Benehmen gegen den Meuchelmörder darzustellen; sie verschafft uns die rührende Schlußscene auf der Dingstätte, wo der Vogelfreie, aus Mund und Wunde blutend, lautlos seinem Freund Rab in die Arme fällt; sie hat zur Folge, daß Elmar in der Nähe von Dreizehnlinden ohnmächtig vom Pferde sinkt; sie bewirkt, daß er die lange Zeit im Kloster weilen muß und ihm so die Gelegenheit geschaffen wird, das Christentum in Lehre und Leben kennen und lieben zu lernen. Dieser Verwundung verdanken wir auch die poetisch so schönen „Fieberträume“. Verurteilung und Ächtung bilden das Hauptereignis in der ganzen Handlung, gleichsam das Centrum des ganzen Gedichtes, den Wendepunkt in Elmars Leben, welches von da ab in eine neue Bahn gelenkt wird; aber nur die Verwundung motiviert und erklärt in ungezwungener Weise Elmars Ankunft, Aufnahme und Aufenthalt im Kloster zu Dreizehnlinden.

Die Verurteilung selbst ist das natürliche Resultat der Umstände und Verhältnisse, unter welchen die Anklage gegen Elmar geschah. Der Ankläger ist der Königsbote; er will den verhaßten Nebenbuhler, der ihn zudem noch zu wiederholten Malen durch seine edle Verachtung in so unerträglicher Weise verdemütigt hatte, endlich sicher treffen. Daher die dreifache Anklage, und jede dem Sachsen zur Last gelegte That mußte den Tod nach sich ziehen; das Ziel war also sicher. Die Richter sind sächsische Edelinge, die alle dem mächtigen, einflußreichen Königsboten schon aus gegenseitiger Eifersucht zu Diensten stehen. Zeugen gab es natürlich keine bei diesem Werk der Dunkelheit. Nur einer war möglich;

aber persönliche Rache, wie wir später erfahren, legt diesem Schweigen auf. Die Eideshelfer hätten wieder sächsische Edelinge sein müssen; sie finden sich nicht. Und so erfolgt denn Verurteilung. Als Thatsache ist sie in ihrem Ursprung und Verlauf wohlbegründet, und so ruhen die hochwichtigen Folgen auf fester Grundlage.

Sehr wirksam in der Verzahnung ist endlich die Rolle Eggis, welche den glücklichen Abschluß der gesamten Handlung herbeiführt. Bei allen wichtigen Ereignissen, bei allen Verbrechen ist er Zeuge. Er weiß, daß Elmar unschuldig ist; aber bis seine Rache an Elmar gestillt ist, überläßt er diesen schadenfroh seinem Schicksal. Endlich ist diese befriedigt, besonders nachdem Hildegunde ihm bei der letzten Weihnachtsspende so freundlich gewesen. Seine Aussagen bestätigen sich, und so wird Licht im Dunkel; Elmar wird rehabilitiert, und die Unschuld siegt über die Schuld, über das Verbrechen.

Charakterzeichnung.

Ehe wir mit der Charakterisierung der einzelnen Personen beginnen, glauben wir die allgemeine Bemerkung vorausschicken zu müssen, daß der Dichter sich bei diesem Teile seiner Aufgabe an den Grundsatz gehalten hat, welchen Lessing nach dem Vorgang der antiken Epiker, speciell Homers, als Gesetz für die Charakterzeichnung und die epische Schilderung überhaupt aufgestellt hat. Es sollen uns nämlich die einzelnen Gestalten nicht durch trockene Beschreibung mit einem Male vollständig vorgeführt werden, sondern redend und handelnd auftreten und so nach und nach gleichsam sich selbst beschreiben: es soll die Handlung mit der Schilderung verbunden werden, das heißt, den zu schildernden Gegenstand, die zu charakterisierende Person sollen wir im Werden, in der Thätigkeit vor uns entstehen und sich entwickeln sehen. So beschreibt bekanntlich Homer den Schild des Achill, nicht wie er an und für sich ist, sondern wie Vulkan denselben anfertigt. Dieses Schönheitsgesetz beruht auf den Anforderungen der Kunst, welche Leben und Anschaulichkeit in der Darstellung zur unerläßlichen Bedingung macht; es beruht aber auch auf dem Bedürfnis des Menschengeistes, bei einem Kunstgenuß nicht einfach passiv, rezeptiv zu bleiben, sondern im freieren Spiel der Phantasie auch selbst aktiv und schöpferisch thätig zu sein, um nach den vom Künstler gegebenen Momenten sich Personen und Gegenstände eigenmächtig auszumalen und zu vervollständigen.

Das hat nun Weber in „Dreizehnlinden“ vorzüglich verstanden: seine Gestalten treten nicht als vollständige Bilder mit einem Mal vor uns, sondern gelegentlich, allmählich, wenn sich im Reden oder Handeln der geeignete Augenblick findet, kommen die einzelnen Charakterzüge zum Vorschein und vereinigen sich zum schönen, harmonischen Ganzen. Vor allen tritt uns die Gestalt Elmars entgegen.

Elmar.

Die Hauptperson, der Held des Stückes, ist Elmar. Ein herrlicher Charakter! Wer könnte ihn näher kennen lernen, ohne ihn lieb zu gewinnen und zu bewundern?

Dem adeligen Geschlechte der Falken ist er entsprossen, dessen Heimstätte von jeher der Habichtshof gewesen, und das von jeher sich glänzend und ruhmvoll in dem Volk der Sachsen hervorgethan hat.

Stätig auf dem Habichtshofe
Unter ihres Saales Balken
An derselben Feuerstätte
Hausten, Sohn auf Sohn, die Falken,
Ehrenreich und unverworren. (22, 4 u. 5.)

Der edle Sproß sollte sich der ruhmreichen Vorfahren würdig zeigen. Die äußere Erscheinung unseres Helden ist höchst einnehmend: ein Jüngling in der vollen Blüte der Jugend, kräftig wie der Sachsenstamm, hoch gewachsen, mit breiter Brust, mit hellen blauen Augen und gebräunten Wangen. Er kommt eben von der Jagd:

Höher hob sich heut des Jünglings
Breite Brust vom frischen Gange,
Heller war sein blaues Auge,
Voller die gebräunte Wange. (19, 6)

Kriegszüge und Jagdabenteuer waren sein Vergnügen, die höchste Lust für seinen ungestümen Mut. Kaum war er unter der strengen Leitung seines Erziehers Thiatgrim herangewachsen und flügge geworden,

. . . . Der blonde Knabe
War zum Jüngling aufgeschossen
Stark und stattlich . . . . (25, 5.)

da litt es ihn nicht mehr in dem unthätigen Jugendleben in Friesland. „Die breite Brust, atmen will sie tief und kräftig“: der Falke war des Käfigs müde geworden und mußte auf den abenteuerlichen Wikingsfahrten die Kraft seiner Schwingen erproben.

Wikingsfahrt zum Frankenlande?
Rachekampf? — Wie Elmar lauschte,
Wie er schnell das Lodenkoller
Mit dem Kettenhemd vertauschte! — (27, 1.)

Von seiner Tapferkeit und seinem unwiderstehlichen Mute liefern uns die Fieberträume einen Beweis: aufgeregt durch die Glut der jagenden Pulse, zaubert die fiebernde Phantasie in lebhafter Darstellung die Vergangenheit vor seinem innern Blick hervor; er sieht sich wieder in den Kämpfen und Schlachten.

„Drauf, und knüpft die Hauben fester,
Werft die Haken, dran gehalten;
Rascher Sprung an Bord des Feindes
Und ein lustig Schädelspalten!" (183, 4.)

An Kraft und Wuchs war er eine wahre Heldengestalt, wie auch die Drude andeutet, wenn sie zu Elmar sagt:

„Weiland rangst du mit dem Bären
Und zerknicktest ihm die Knochen." (107, 5.)

Und wirklich hünenhaft erscheint er, als er sich gegen Gero, den Lästerer seiner Mutter, erhebt:

Aufgerichtet stand der Sachse
Riesenhaft und schultermächtig;
Seine Flammenaugen ruhten
Auf dem Franken zornesnächtig. (92, 3.)

Eine solche Gestalt ist würdig, als Repräsentant des ganzen Volkes angesehen und hingestellt zu werden. Wir sagen unwillkürlich: in einer solch thatkräftigen, markigen Gestalt muß auch eine edle, starke Seele wohnen. Und hiermit berühren wir des Dichters Auffassung, wie sie aus der Dichtung hervorgeht: Elmars wahre Heldenkraft liegt in seiner edlen, großen Seele. Er ist nicht ein gewöhnlicher Held, der durch physische Kraft und außerordentliche Waffenthaten in menschlich-natürlicher Größe vor uns steht und unsere Bewunderung erregt. Er ist kein Kriegsheld, er ist ein Charakterheld, und einen solchen Helden mußte sich der Dichter schaffen, da er zu seinen Zwecken den Schwerpunkt der Handlung auf das geistige Gebiet und das innere Leben verlegte. Es handelt sich ja um den geistigen Sieg des Christentums über das Heidentum; der Held der Dichtung muß demnach ein christlicher Held sein, ähnlich wie Parzival oder auch Goethes Iphigenie, ein Held, der den hartnäckigsten aller Feinde überwindet, nämlich das eigene Ich, und der den schwierigsten aller Siege erringt, den Sieg über die eigene Natur, ein

Held, wie ihn Herder als den größten aller Helden preist in den bekannten Versen:

> Tapfer ist der Löwensieger,
> Tapfer ist der Weltbezwinger,
> Tapfrer, wer sich selbst bezwang.

In christlich übernatürlicher Größe, voll innerer Seelenkraft, die zum Siege führt, tritt uns denn auch der Held in „Dreizehnlinden“ entgegen. Deshalb macht der Dichter Elmars Waffenthaten nicht zum direkten Gegenstand der Dichtung: er verlegt sie in die Vorgeschichte, aus welcher er (im III. Gesang) als Nachtrag das Notwendige erzählt, damit wir den herrlichen Jüngling auch von dieser Seite als würdigen Sprößling des trotzigen Sachsenstammes und des edlen Falkengeschlechtes kennen lernen. Besonders geschickt hat er dazu die Fieberträume benutzt, in denen Elmars Jugend wie in einem Spiegelbild an unserem geistigen Auge vorübergleitet und seine Heldenthaten wie in einem Panorama als Bilder aus vergangenen Zeiten unsere Blicke fesseln.

Wenn nun in der Jugendgeschichte unseres Sachsenjünglings mehr ausschließlich sein tapferer Mut, seine physische Kraft und sein Heldentum in Waffenthaten hervortreten, so ist aber mit dem Augenblick, in welchem er nach der Mutter Tode Herr vom Habichtshofe wird, der Zeitpunkt gekommen, wo es sich entscheiden muß, ob er einfach den Thaten der Tapferkeit und dem Ruhm kriegerischen Heldentums leben wird, oder ob aus ihm ein christlicher Held werden soll. Bis dahin hatte er nur dem Drange seines Herzens zu gehorchen brauchen, welches in den kühnen Wikingsfahrten seine höchste Lust fand; jetzt tritt zum ersten Male eine Kollision ein zwischen Pflicht und Neigung.

Durch den Tod der Mutter vollständig vereinsamt, sitzt der tief gebeugte Jüngling ratlos in der weiten, öden Halle seiner Väter und schaut bald hinaus in die herbstliche Natur, die trüb war wie die Gedanken, welche durch seine Seele zogen; bald stierte er thatlos in die Brände auf dem Herd. Was sollte er jetzt anfangen? Soll er ruhig Ackerbau und Viehzucht treiben, Schalkenarbeit üben? Allerdings konnte ihm die Jagd einige Beschäftigung bieten, die seinem Mute zusagte, und er verstand es meisterlich, mit dem Bären und

dem Wisent zu ringen. Aber was war's im Vergleich zu den abenteuerlichen Seefahrten? Müde ist er all des Jammers:

„Kläglich ist es Krieg zu führen
Mit dem Biber, mit dem Reiher,
Mit der Wildbahn armen Tieren. (29, 2.)

Hätte er wie Winnemar, sein großer Ahne, gegen den Lindwurm ausziehen können; hätte er wie Alfrik, sein Vater, für die Befreiung des Vaterlandes gegen die Franken sein Schwert schwingen können: ihm wäre leicht ums Herz geworden. Hätte er in gefahrvollem Kampfe mit ehrlich breiter Wunde den Weg nach Walhalla zu finden hoffen dürfen, sein kriegerischer Mut hätte aufgejubelt. Aber nirgends eine Aussicht, die den Wünschen des Heldenjünglings entsprochen und seinen Thatendurst gestillt hätte!

Da kommt wie ein Bote von den Göttern ein Gesandter Thorkells, der ihn zu einem Rachezug gegen König Ella einladet und den besten Degen bei der gefahrvollen Fahrt nicht entbehren will: „Greif zum Schwert," sprach der Bote; „dir blüht im Norden Siegesruhm und Schlachtenfreude." Sofort ist Elmars Entschluß gefaßt, und den Göttern dankend, ruft er freudig:

„. . . . . Ihr hohen Götter,
Darf ich euren Wink verstehen?
Ja, gen Norden führt der Helweg,
Und gen Norden soll ich gehen!" (35, 5.)

Der unerfahrene Jüngling hatte noch nicht daran gedacht, daß eine andere Pflicht, als seinem Herzensdrange zu folgen, ihn führen müsse. Da kommt Diethelm, der alte, treue Hausverwalter, voll Kummer über seines jungen Herrn Entschluß und mahnt ihn:

„Elmar, ist das Heerbannstreue?
Wird ein Falke zum Verräter?
Sind wir dein, so bist du unser:
Das ist das Recht und Brauch der Väter!

Uns gehörst du, deinem Volke,
Das an Faust und Fuß gebunden,
Rettung nicht, — die Götter zürnen! —
Heilung sucht für tiefe Wunden.

Elmar, Eines ist dein Mögen,
Und ein Andres ist dein Müssen;
Nicht dein Herz nach deinem Wunsche,
Nach der Pflicht frag' dein Gewissen."
(37, 5 u. 6; 38, 3.)

Das ist für unseren Helden der Augenblick der Entscheidung zwischen Pflicht und Neigung. Aber mehr braucht es nicht als dieser Worte seines alten Dieners, um in der edlen, geraden Seele des jungen Falken das Pflichtgefühl wachzurufen:

Elmar sah dem Greis ins Auge
Lang und stumm mit tiefem Sinnen.
Endlich sprach er: „Herbe Tränke
Müssen hartes Siechtum schweigen:
Dank dir, Diethelm: meinem Lande,
Meinen Leuten bin ich eigen." (38, 6 u. 39, 1.)

Elmar bleibt, und damit betritt der Held den eigentlichen Kampfplatz, auf dem er seine Großthaten vollbringen soll. Die Pflicht trägt den Sieg davon über die Neigung, das Höhere, Geistige triumphiert über das Niedere, Natürliche. Obschon noch völlig Heide, hat der Held die Bahn betreten, die ihn zum christlichen Heldentum führen wird: hochherzig opfert er die Wünsche des Herzens und gehorcht der gebietenden Pflicht.

Ein Charakter von solcher natürlichen Thatkraft und von solchem Pflichtgefühl besitzt den Stoff, sich zum vollendeten christlichen Helden, zum völligen Besieger seiner selbst emporzuarbeiten. Betrachten wir nun des Helden Eigenschaften im einzelnen.

Von Natur besaß er neben der Energie und dem mutig kräftigen Wesen, wie es bis jetzt klar geworden, auch einen hellen Verstand, den eine strenge, ernste Erziehung vortrefflich entwickelt hatte. Gelehrig und fügsam saß er jahrelang zu den Füßen des greisen Wodanspriesters Thiatgrim in Friesland, dem all der ernsten Nordlandsdenker Weisheitsfülle eigen war, hörte seine weisen Belehrungen und Reden über Götterlehre, meerumrauschte Gudrunsagen und Kriemhildens Rache, oder Erklärungen gedankenreicher Sprüche und lernte „Maß und Männerbrauch", edler Künste sieben, wie die Väter und Nordlandsmänner sie übten:

Runen lesen, Runen ritzen,
Und der Harfe Saiten rühren,
Schmieden eine zähe Klinge,
Und im Streit sie redlich führen;

Fest auf Rosses Rücken haften,
Schwimmen durch empörte Sunde,
Mit dem Pfeil und Speer ins Weite
Senden sichre Todeswunde. (273, 5 u. 274, 1.)

Wir wundern uns daher nicht über seine meisterhafte Verteidigungsrede auf der Dingstätte, die sich ebensosehr durch genaue Kenntnis der Götterlehre und sogar der Differenzpunkte mit dem Christentum, als durch scharfe Dialektik und rednerischen Schwung auszeichnet. Und wenn trotz der Drude unablässigem Mahnen, die Götter zu fürchten, die Franken zu hassen, sowie trotz Thiatgrims beständiger Aufforderung:

„Sonder Wanken, sonder Schwanken
Fluch und Haß dem welschen Feinde,
Fluch und Haß dem Gott der Franken!" (25, 4)

wenn trotz alldem der feurige Sachsenknabe kein blinder Fanatiker wird, so ist ein ruhig überlegender Verstand nicht zu verkennen, welcher untersucht, ehe er verdammt; und dies war bei Elmar von besonderer Wichtigkeit, weil sonst der Weg zur richtigen Erkenntnis von vornherein abgeschnitten war. Hohe Einsicht und praktischer Sinn sind es auch, die den sonst ungestümen Jüngling in seiner Begeisterung für das Vaterland dennoch von jedem tollen Wagnis zurückhalten, obschon ihn Fulko gewaltig dazu aufstachelt.

Heller Verstand und männlicher Wille führen also bei Elmar die Ruder; am Steuer sitzt einstweilen der heidnische Götterglaube und lenkt das Schifflein.

Unter den vorzüglichen Gaben des Herzens, die wir an dem jungen Sachsen bewundern, heben wir zuerst die Liebe zu seinem Vaterland hervor. Diese ist es ja eben, welche ihn bewogen, seinen Hang nach dem abenteuerlichen Leben aufzugeben und im Sachsenlande zurückzubleiben, und darin zunächst erscheint er als ein wahrer Sachse, ja als der einzige, der letzte Sachse, denn die anderen Edelherren lassen Land und Volk im Stich. Eines ist sein Mögen und ein anderes ist sein Müssen. Aber hochherzig opfert er jenes auf dem Altar des Vaterlandes, um für dieses zu leben und zu

wirken. Für den Augenblick läßt sich allerdings nichts thun: denn er steht als glühender Patriot allein auf der Warte: erschlafft auf ihren Höfen dehnen sich die Edelherren, sie sind zu Königsknechten geworden. Und so ist der mutige Falke vorerst zur Unthätigkeit verurteilt. Das Vaterland ist so verlassen und hilflos, die fremde Macht so wohlbegründet, daß er glauben muß, die Götter selbst hätten der Sachsen Untergang beschlossen. Aber wie heiß liebt er sein Vaterland! Könnte sein Blut dem unterdrückten Lande von Nutzen sein, wie gerne würde er Blut und Leben hingeben. War ihm doch, weil kein anderes Mittel in Aussicht stand, gar der Gedanke gekommen, nach der Pfalz zu reiten und mit dem frommen König für des Vaterlandes Freiheit den Zweikampf aufzunehmen! Und pochten alle Männerherzen warm wie seines, „kein vermessener Frankensporen klirrte noch diesseits des Rheines." Dürfte der Geächtete der heißen Glut, die in seinem echten Sachsenherzen brennt, nach Wunsch Raum geben, um die Unterdrücker zu bekämpfen, wie wollte er „waten, waten bis ans Knie im Blute!" Aber mit Gewalt ist nichts zu machen.

„Erzbewehrt an Ems und Lippe
Harrt der Feind in hellen Haufen,
Fertig zu willkommner Arbeit,
Wie bei Verden — uns zu taufen." (150, 1.)

Rührend ist der Zug, daß der Verbannte auf dem Weg ins Exil aus der geliebten Heimat eine Handvoll Erde mitnimmt, die er auf dem Herzen trägt. Dieser Zug deutet darauf hin, daß in dieser breiten, kräftigen Brust neben jugendlichem Ungestüm ein tiefes Gemüt wohnte, in welchem all die schönen Eigenschaften wurzeln, die das Herz des edlen Heidenjünglings zieren, vor allem seine tiefe Religiosität, welche die Grundlage bildet für den ganzen, psychologisch so richtigen Entwickelungsgang, den er bis zu seiner Vollendung als christlicher Held durchmacht.

Der Grundton dieses herrlichen Charakters ist Offenheit, biederes, geradherziges Wesen, verbunden mit natürlicher Entschiedenheit und Energie. Das ist die Quelle, aus der die schönen, edlen Regungen hervorfließen, die uns zur Bewunderung Elmars hinreißen.

Ehrlich und offen ist der gläubig erzogene Heidenknabe vor allem gegen die Götter. Wie das religiöse Gefühl unter allen das oberste und tiefgreifendste ist und sein soll, so ist dies bei Elmars Religiosität wirklich der Fall. Wie tief sitzen Achtung und Verehrung der Götter in seinem Herzen! Welches Vertrauen setzt er auf sie!

Als nach der Mutter Tod sein Leben sich dunkel und düster gestaltet, und er nichts sieht als „leere Nacht, wohin er schaut“, da glaubt er noch an der Götter Hilfe:

„Wodan nur, der Rätsellöser,
Kann das rechte Wort mir sagen.“ (31, 1.)

Doch die Götter schweigen, und er muß verzagen. Beim heidnischen Opfer am Opfersteine hat er nicht gefehlt, obschon Todesstrafe auf dem Verharren im Heidentume steht. Zur Priesterin geht er in seiner Verfolgung sich Rats erholen. Da er ihr dunkles Wort nicht versteht, so sucht er Donars heilige Eiche auf, und welch ein Gebet, das er an die Götter, an den höchsten der Götter, an den einzigen, unerkannten Gott, gleichsam ohne es zu wissen, an den Christengott richtet, indem er, eine hänfne Schnur an beiden Händen, selbstlos, arm, freiwillig unfrei unter dem heiligen Baume kniet und ruft:

„Wenn mich Erdgeborne hassen,
Seid mir hold, ihr guten Götter!

. . . .

Du bist du, der Unerkannte,
Unbegriffne, Eins und Alles!

All mein armes Glück, des Herzens
Wünsche, die von dir mich schieden,
Dürft' ich auch Erfüllung hoffen,
Geb' ich hin: gieb du mir Frieden!
Gott, mein Gott, ich will entsagen!“
(114, 5—116, 1.)

Gero droht, ihn öffentlich zu verklagen, nachdem Elmar seinen Meuchelmörder ungestraft hat laufen lassen. „Die Götter richten!“ ruft ihm der fromme Heide zu und erwartet getrost die Zukunft. Und als er wirklich angeklagt und verurteilt wird, als alle ihn im Stiche lassen und er geächtet wird, unschuldig, in der schändlichsten Weise, da ist sein letztes Wort:

„Meines Schicksals dunkle Lose
Leg' ich in der Götter Hände.“ (140, 3.)

Lebenserfahrung, Belehrung und besonders das Beispiel der frommen Mönche bewirken allmählich, daß sein Geist den Wahn des Heidentums einsieht und sich dem Licht der Wahrheit öffnet. Aber eben dieser Umschwung, noch mehr der furchtbare Seelenkampf, der mit demselben verbunden ist, beweisen erst recht, wie tief das religiöse Gefühl bei Elmar gegründet und ein Bedürfnis seiner edlen Seele war. Ein oberflächlicher Geist hätte sich einfach darüber hinausgesetzt: die Folter des religiösen Zweifels würde ihn bewogen haben, allen Glauben über Bord zu werfen und in der Bequemlichkeit des Lebens sein höchstes Ziel zu suchen. Nicht so Elmar. Allerdings ist mit der Einsicht in die Nichtigkeit des Heidenglaubens der Schritt zur christlichen Lehre noch nicht gethan. Die Religion der Väter verlassen und die alten Götter abschwören ist etwas Furchtbares für Elmars unbefangenes Gemüt, und mit der Überzeugung von der Wahrheit ist nicht auch schon das frohe Umfassen im Glauben gegeben. Der unglückliche Jüngling möchte sogar durch die Rückkehr zu seiner früheren abenteuerlichen Lebensweise seine Seelenqual enden. In dieser Absicht geht er zum Abt, um ihm für die genossene Güte und die liebevolle Pflege zu danken, und er bittet ihn unter Thränen:

„Segne mich — und laß mich fliehen!"

(306, 1.)

Doch der greise Abt hat ihn besser erkannt, als er sich selbst. Er weiß, daß das religiöse Bedürfnis seiner edlen Seele nirgends wird gestillt und befriedigt werden können, bis er mutig den letzten Schritt thut und zum Christenglauben übertritt. Nein, er darf nicht gehen, bevor dieses tiefste aller Bedürfnisse seiner hochherzigen Seele volle Befriedigung gefunden hat; es hieße ihn sonst unrettbar der innern Zerrissenheit und dem Unglück überantworten. Ein letzter Besuch bei seinem Lehrer, dem Pater Prior, so hofft der Abt, wird das Werk vollenden. Und wirklich, bald kniet der Neugetaufte im Klosterchor, aller Zweifel ledig, strahlend vor innerer Glückseligkeit: der Kampf ist siegreich beendet, der unerträgliche Zwiespalt in seiner Seele aufgelöst in herrliche Harmonie, und himmlische Verklärung ist über die Züge des christlichen Helden ausgegossen. Nun will er sich ganz und

gar dem christlichen Heldenleben widmen in der Stille des Klosters, wie die frommen Mönche, seine Landsleute, und er fleht:

„Duldet ihn, er dient euch gerne,
Und, so ihr ihn wert erachtet,
Prüft und nehmt in eure Mitte
Einen, der nach Einkehr schmachtet.

Denn er hat nach Wahn und Wirrsal
Viel zu danken, viel zu sühnen;
All die Schuld bezahlt er nimmer,
Dürft' er all sein Leben dienen." (311, 5 u. 6.)

Sein Opfer wird nicht angenommen; aber er hat es dargebracht, freiwillig, hochherzig, voll und ganz: all sein Sehnen und Begehren, alles Glück, des Herzens Wünsche, sogar seiner Hildegunde Liebe, alles ist der vollendete christliche Held bereit, in reinem Opfer dem höchsten Herrn, dem Christengotte hinzugeben.

Wahre, echte Religiosität bildet die natürliche Wurzel aller edlen Gefühle des menschlichen Herzens; und ein Mensch, der so aufrichtig und ehrlich von Religiosität durchdrungen ist wie Elmar, bei dem muß diese Wurzel auch Früchte hervortreiben; die finden sich denn auch reichlich vor. Wie schön steht dem kräftigen Jüngling die Pietät, die kindliche Liebe! Viel erfahren wir nicht über diesen Punkt, aber genug, um den liebenden Sohn hochschätzen zu lernen. Der Vater war früh gestorben; sein ruhmreicher Tod ist Elmars Ideal. Gegen seinen Erzieher Thiatgrim war er willig und folgsam, bis die Mutter starb. Es war ihm wenig Gelegenheit geboten, ihr die kindliche Pietät zu beweisen, von der sein Herz erfüllt war. Der Königsbote muß die Verstorbene angreifen, da tritt diese Seite seines Charakters in bewunderungswürdiger Weise hervor. Spöttereien gegen sich und seinen Heidenglauben erträgt er von ihm, obschon nicht ohne Mühe. Aber wie erhebt sich der starke Sachsenjüngling, als jener seine Mutter höhnt!

„ . . . von ihr, um die ich traure,
Deren dunkelster Gedanke
Lichter war als Frankentugend,
Sollst du schweigen, schnöder Franke;

Schweigen: — sonst — mit diesem Schwerte
Schlag' ich dich zu Grund und Boden:
Helfe mir der starke Donar,
Helfe mir der alte Woden!"

Aufgerichtet stand der Sachse,
Riesenhaft und schultermächtig;
Seine Flammenaugen ruhten
Auf dem Franken zornesnächtig. (92, 1, 2 u. 3.)

Dieser eine Zug sagt uns über Elmars Pietät gegen seine Mutter, wenn wir die Umstände bedenken, in denen er handelt, mehr, als eine Menge anderer Thatsachen uns berichten können: denn er verscherzt die Gunst des Grafen, des Vaters seiner Hildegunde, und ladet die Rache des mächtigsten Gegners auf sich.

Neben der Religiosität ist es auch Pietät, die Elmar gegen die Drude an den Tag legt. Seine Ehrfurcht vor den Göttern läßt ihn in der Priesterin die Stellvertreterin der Götter verehren. Welche kindliche Liebe offenbart er gegen die greise Waldfrau, als er sie in seiner Ratlosigkeit um Beistand anfleht! Sie empfängt ihn wie einen Sohn; er verehrt aber auch in ihr die Stellvertreterin derjenigen, die längst in kühler Erde ruht, und nennt sie Mutter.

Auch gegen seine Untergebenen ist Elmar pietätvoll. Mit welchem Freimut darf Diethelm, der alte Verwalter, den ungestümen Jüngling an die unbequeme Pflicht erinnern, dem Vaterland und seinen Leuten treu zu bleiben, und mit welcher willigen Fügsamkeit nimmt der junge Falke die unangenehme Weisung an! Diese gegenseitige Achtung und Liebe zwischen dem jugendlichen, stattlichen Herrn und dem alternden, treuen Diener sind ein wohlthuender Zug im Gemälde. Diethelm kann seine Thränen bei des Geächteten Abschied nicht zurückhalten; und Elmar, dessen Herz so tief verwundet ist, der so vieles verlassen muß, er empfindet in diesem Augenblick keinen größeren Schmerz, als den alten Mann weinen zu sehen, und er tröstet ihn:

„Weinst du gar? Es ist so bitter
Alte Augen weinen sehen!
. . . .
Was der Mutter du verheißen,
Hast du brav und treu gehalten. —

. . . .
Laß den greisen Kopf nicht sinken,
Diethelm, trockne deine Zähren;
Bleib' und thu', was recht, und hoffe,
Wie ich hoffe heimzukehren." (152, 3, 4 u. 6.)

Ja, es zeigt sich in Elmars Benehmen eine wahre Herzensgüte gegen alle. Wie sorgsam, wie fürsorglich erscheint er bei der Rückkehr von der Jagd, indem er dem Gesinde empfiehlt, die müden Hunde nicht zu vergessen und dann sich selbst gütlich zu thun! Ein wohlthuend freundschaftliches Verhältnis herrscht zwischen Herrn und Gesinde auf dem Habichtshofe: mit der Lanze grüßend, springt er aus dem Kreis der Jäger des Saales Stufen hinan, während fröhliche Weidmannsrufe ihm folgen.

Wo Menschen Gefahr droht, da wagt er mutig sein Leben. Er rettet den Gaugrafen aus den Flammen, obschon Bodo ihn erst vor einigen Stunden ungerechterweise des Hauses verwiesen hat. Er bietet ihm sogar sein Haus als Wohnung für den Winter an, was ihm aber schlecht bekommt, da Bodo ablehnt und Gero nun seiner edlen Gesinnung schlechte Absichten unterschiebt. Aber jetzt beweist sich auch, wie seine Herzensgüte von allen anerkannt und geschätzt wurde: hier ist es Aiga und Rab, die ihn verteidigen; auf der Dingstätte möchte die ganze Versammlung der freien Bauern für ihn eintreten, als die Edelinge ihn preisgeben. Selbst Eggi, der dem Falken noch grollt, gesteht seinem Meister am Tage nach Elmars Verurteilung, „es sei ein Edelmarder gefangen und Herr Gero wolle ihn braten". Und Fulko erst, der derbe, biedere Schmied:

„Stolzer Falk! Vom Wald zur Weser
Wird kein treu'res Herz gefunden!" (142, 5.)

Wir denken hier unwillkürlich an Schillers Tell, wo Ruodi sagt:

„Wohl bessre Männer thun's dem Tell nicht nach,
Es giebt nicht zwei, wie der ist, im Gebirge."
(Schiller, Tell I, 1.)

Elmars Güte und freundliches Bemühen erregen sogar die Dankbarkeit der Tiere und Bäume des Waldes. Die Amsel bedauert die verlorene Heimstätte am Habichtshof; der Specht wünscht ihm baldige Wiederkehr; die Lerche ist zurückgeblieben,

um ihn gleich mit dem ersten Frühlingswehen zu begrüßen. Das Schilf flüstert den Wellen der Brucht, der Geächtete solle nicht einmal fortgelassen werden:

„Hurtig sagt den Weserfrauen,
Daß sie ihm die Fahrt verwehren:
Bleiben müssen sie dem Lande,
Die wie er dem Land gehören.“ (159, 6.)

Wie herrlich muß der Charakter unseres jugendlichen Helden erscheinen, da für ihn so allgemeine Teilnahme und Begeisterung sich offenbaren!

Am innigsten aber spricht uns sein zartes Gemüt an in seiner Liebe zu Hildegunde. Welche Tiefe der Empfindung! Wie rein und treu ist diese Liebe! Seine Fieberträume und Selbstgespräche malen ihn besser, als jede Erzählung des Dichters dieses hätte thun können. Ohne Egoismus, durchaus selbstlos ist diese tiefe Zuneigung, so daß wir nicht wissen, ob wir mehr die edle Reinheit dieser Liebe oder mehr die Tiefe und Innigkeit dieses Gemütes bewundern sollen.

Doch wollen wir uns nicht verhehlen, daß an dieser Stelle der Einwurf könnte erhoben werden, Elmars Herzensergüsse in Bezug auf Hildegunde seien für diese thatkräftige Heldennatur etwas zu weich und schmachtend, und er erscheine allzusehr als der Träumer, als welchen ihn der Dichter in der Einleitung schon ankündigt, indem er ihn durch das Temperament seiner heutigen Landsleute entschuldigen und erklären will. Allein wir sind der Ansicht, daß der Dichter unseren Helden in dieser Hinsicht psychologisch richtig geschildert hat, zumal wenn wir die westfälische Eigenart des Gemütes als Typus für den vormaligen Ahnherrn nicht außer acht lassen.

Gemütstiefe und Innigkeit der Empfindung stehen in direktem Verhältnis zu der Reinheit und Unverdorbenheit des Herzens, wie auch schon die Thatsache beweist, daß gewöhnlich bei geraden Naturen die erste Liebe von keiner anderen mehr erreicht wird, weil sie der erste Erguß des unversehrten Herzens ist. Solange das jugendliche Gemüt selbst ohne Falsch und Arg ist und von den Enttäuschungen in den Kämpfen des Lebens nichts weiß, sind seine Empfindungen rein, ideal und erfassen das Gemüt in seiner ganzen Tiefe: das sozusagen jungfräuliche Herz giebt sich ganz rückhaltlos hin, wie es nach

seinem idealen Gefühl und Urteil hingezogen wird. So Elmar. Kommt dazu von einer anderen Seite des ungerechten Leidens bittere Prüfung, so wird allerdings das Gemüt des einfachen und naiven Naturmenschen verbittert gegen jene, von welchen das ungerechte Leid herrührt; und das ist ja auch bei dem jungen Falken der Fall. Wenn Elmar in der Nacht nach dem Erntefest im Walde umherirrt, ächzend wie ein wundes Wesen, und die brennende Stirn an die kühlen Buchenstämme drückt, um den innern Leidensbrand zu lindern, so beweist dies eben, wie herb die arglose Seele das Unrecht empfindet, und wie die schöne Harmonie in diesem zarten Gemüte durch die erste empfindliche Enttäuschung bitter verstimmt ist. Wenn dazu der edle Jüngling von dem Gaugrafen, den er gerettet, dem er sein Haus als Winterasyl anbietet, nicht einmal einer stummen Dankesverbeugung gewürdigt wird, so begreifen wir, warum der Dichter von Elmar sagt:

. . . . müde, müde
Schritt er durch des Waldes Schweigen. (102, 3.)

Auch sein Besuch bei der Drude, sein inbrünstiges Gebet an der Donnereiche, besonders das Zusammenbrechen des starken Jünglings auf der Dingstätte beweisen, welch arge Verheerung diese bitteren Enttäuschungen in den idealen Gefühlen dieser treuherzigen Jünglingsbrust angerichtet hatten. Sein Gemüt mußte nach dieser Seite hin ungemein schmerzlich verbittert sein. Durch denselben psychologischen Vorgang nun, der einerseits diese zarten Saiten des menschlichen Herzens verstimmt, wird auf der anderen Seite aber auch die Tiefe der Empfindung gesteigert und konzentriert auf den Lichtpunkt, der in solch dunklen Augenblicken wie ein Hoffnungsstrahl am Horizont dämmert. Fehlt in solchen Momenten jeder Hoffnungsschimmer, so geht das gequälte Gemüt in dieser Verbitterung wohl ganz zu Grunde und verzweifelt, wenn nicht die naturwüchsige elastische Kraft des menschlichen Herzens, oder besser noch höhere Lebensanschauungen und religiöse Grundsätze Widerstandskraft genug verleihen, um diese düsteren Augenblicke zu überstehen. Bei Elmar erwarten wir nun auch, daß diese natürliche elastische Kraft des starken Sachsenjünglings ebenfalls nicht sofort entzweibreche. Und so ist denn gerade er am folgenden Tag bei seiner Abreise, obschon bleich und

„verhärmt in wenig Stunden", der ruhigste von allen, der in vollkommenster Fassung den Fulko besänftigt, den Diethelm tröstet und seiner Hildegunde Schwert und Ring zum Andenken sendet. Aber auf der anderen Seite findet sich eben für ihn ein Lichtpunkt in der dunklen Stunde, der die ganze Kraft seines Gemütes anzieht, konzentriert und also nach dieser Seite hin steigert: und das ist Hildegunde. Was Wunder also, wenn der von Natur so starke und so herzensreine Jüngling, der gleichsam die Welt seiner Gefühle auf diese freundliche Insel rettet, derjenigen so tiefe Empfindung entgegenbringt, der schon in ruhigen Augenblicken sein ganzes Herz entgegenschlug, die aber jetzt für den Verzweifelnden der Rettungsanker wurde, an den sich sein ganzes Gemüt festklammerte.

Aber auch dieser Schein von Schwäche bleibt nicht auf unserem Helden haften. Als endlich der natürlich ehrliche Heide, der edle Naturmensch durch Belehrung und Beispiel der frommen Mönche nach langen und mühsamen Seelenkämpfen, gerührt von der göttlichen Gnade, sich zum christlichen Helden emporgeschwungen hatte, da treten irdische Liebe und irdisches Glück vollständig zurück: seine Seele ist durch die höhere Wahrheit erleuchtet, sein Gemüt durch das höhere Beispiel göttlicher und christlicher Tugend geklärt, sein Leben durch höhere Anschauungen gehoben; der ganze Mensch findet sich in eine höhere Sphäre entrückt. Und ob er auch als Christ Hildegunde noch lieben darf wie ehedem, ja, trotzdem er sie, nachdem er Christ geworden, erst recht lieben und ihren Besitz erhoffen darf, jetzt erhebt er sich als christlicher Held, und alle frühere etwaige Schwäche vergessen machend, vollendet er den Sieg des christlichen Helden, der sich selbst bezwingt: er will feierlich auf Hildegunde verzichten, die er so innig liebt, und die seiner Liebe so würdig ist, jetzt mehr als je; er will als starker, christlicher Held allem irdischen Lebensglück entsagen, indem er die frommen Mönche um Aufnahme ins Kloster bittet. Der Herr der Welt gab es nicht zu; denn braucht er hier der Beter, so braucht er dort der Streiter, und für die Reihen der letzteren war Elmar bestimmt: er sollte nach Bodos Tode an der Seite seiner Hildegunde als erster sächsischer Gaugraf das Volk regieren helfen.

Eines bleibt noch in diesem Punkt zu Gunsten des Dichters zu sagen: wer Elmars Liebe zu Hildegunde zu schmachtend und weichherzig findet, der muß aber doch zugeben, daß nichts mehr geeignet war, sein heroisches, reines Opfer besser hervorzuheben als diese tiefgefühlte, innige Zuneigung zu Hildegunde.

Übrigens führt uns die Betrachtung der Liebe zwischen Elmar und der Frankentochter zu einer anderen Charaktereigenschaft des jungen Sachsen, nämlich zu seiner Treuherzigkeit, Naivetät und Bescheidenheit. Die naturwüchsige Energie findet, besonders wenn sie in einem geradherzigen Charakter gründet, alles, was sie thut, auch das Beste, selbstverständlich und denkt nicht daran, sich dessen zu überheben. Und das ist das Zeichen des richtigen Manneswertes, das Gute zu thun aus einfacher Überzeugung, ohne sich durch fremde Einflüsse weder von rechts noch von links leiten zu lassen. So ist Elmar. Über persönliches Bedenken geht er hinweg und hat nur die Sache im Auge: er opfert seine persönlichen Wünsche und bleibt im Vaterland; er rettet den Grafen trotz der unverdienten harten Behandlung; er opfert sein Lebensglück trotz aller Neigung des Herzens. Aber nie rühmt er sich seiner Thaten; ja, er scheint kaum zu wissen, was er Gutes und Vorzügliches thut: die Verhältnisse bringen es eben mit sich, die Pflicht gebietet es, also versteht es sich von selbst. Wie wohlthuend ist diese Bescheidenheit bei so herrlichen Eigenschaften des Geistes und des Herzens! Wie edel ist dieses Selbstvergessen bei solch hohen Vorzügen, wie sie sich durch Geburt und Abstammung, durch äußere Wohlgestalt und innern Seelenadel, durch Lebensstellung und persönliche Tüchtigkeit in dem jungen Falken vereinigen! Wie angenehm berührt uns die stille Zurückhaltung und der edle Anstand, die überall des sonst so kühnen Jünglings Benehmen beherrschen!

Stumm bei Frauen war der Sachse,
Kühn in Not und Männerfehde,
Klug im Rat, am Tisch bescheiden
Mit dem Trinkhorn, mit der Rede. (27, 4.)

Von Stolz finden wir bei Elmar keine Spur. Nur wenn er der Schlechtigkeit und dem Laster begegnet, die in Geros Niedertracht zu Tage treten, erhebt er sich zu grenzenloser Verachtung. Und wie herrlich erscheint er in solchen Augenblicken!

Das ist der gerechte Stolz der durch und durch edlen Seele, die sich von Laster und Gemeinheit mit Abscheu und Ekel wegwendet und es sogar verschmäht, den Thäter und Urheber all der Schändlichkeiten, deren Opfer er schließlich wird, zur gerechten Strafe zu ziehen, obgleich die Gelegenheit dazu geboten ist. Und wenn der Dichter erzählt, daß manche Nordlandstochter ihre Blicke auf den schönen Sachsenjüngling heftete, er aber „hoch den Kopf vorüberschritt, ohne nur zum Gruß zu nicken“, daß er sogar für die Aufmerksamkeiten von Thorkells Schwester Thoralil keinen Sinn hatte, so dürfen wir ihm das nicht als Stolz anrechnen. Im Gegenteil ist dies vielmehr ein Beweis seiner Bescheidenheit und der Unschuld seines Herzens, der Naivetät und Unbefangenheit seines Charakters. Dazu kommt natürlich auch seine Treue gegen Hildegunde, die allein sein Herz anzieht. Aber auch in der Liebe zu ihr tritt diese naive Unschuld einer zarten Herzensreinheit wohlthuend zu Tage. Er liebt sie, vermag aber nicht, ihr das Geständnis dieser Liebe zu machen.

„Eines hatt' ich ihr zu sagen;
Statt des einen sagt' ich immer,
Was ich nicht zu sagen hatte;
Was ich hatte, sagt' ich nimmer.“ (283, 2.)

Geschliffene Äxte sah er furchtlos auf sich zücken; aber vor ihr stand er zaghaft und senkte den Blick. Wie anmutig und lieblich ist dieser Zug in dem Bilde des tapferen Sachsenjünglings, den Mut und Kühnheit in der Schlacht zum wirklichen Helden machten!

Imposant aber, ja bereits als christlicher Held, erscheint uns der jugendliche Herr vom Habichtshofe in der Mäßigung und Selbstbeherrschung, welche er schon als Heide an den Tag legt. Als Gero ihn auf dem Erntefeste mit giftigen Worten stachelt und ihm die Zornesader schwillt, da besänftigt ihn ein Wort Werinhards: er läßt den Hader, alle Beleidigungen gegen seine Person und seinen Glauben vergessend. Aber auch als Gero ihn von neuem reizt, indem er die verstorbene Mutter angreift, und seiner Geduld nun die Schrauben springen, so daß ihn der Graf wegen Beleidigung des Königsboten aus dem Hause weist, unverdienterweise, bleibt der trotzige Sachse dennoch gelassen und gerecht:

Elmar neigte sich und sagte:
„Graf, ich ehr' in allen Treuen
Eure Worte; meiner Worte
Hab' ich keines zu bereuen." (93, 2.)

Und da Gero ihn der Brandstiftung bezichtigt, als habe er durch dieses Mittel den Grafen zwingen wollen, mit seiner Tochter bei ihm für den Winter Einkehr zu nehmen, empören sich alle ob der schändlichen Anschuldigung, Elmar aber wendet ihm verachtungsvoll den Rücken. Noch mehr. Ein Schlag seiner nervigen Faust hätte genügt, den elenden Meuchelmörder unter der Donnereiche tot hinzustrecken; allein der edle Sachse bedauert nur, daß er den Schändlichen berührt hat: so grenzenlos ist seine Verachtung ob solcher Schlechtigkeit, und so sehr weiß er sich zu beherrschen. Der Nichtswürdige droht gar noch mit öffentlicher Klage vor Gericht; Elmar verläßt sich auf die Götter und auf seine Unschuld und läßt ihn laufen. Wie in einem Gemälde das Licht auf tiefem Schattengrunde lebhafter hervorsticht, so tritt hier gegenüber der Niedertracht Geros unseres Helden Seelengröße und Selbstbeherrschung um so bewunderungswürdiger hervor.

Und wie hochherzig zeigt er sich nach seiner Verurteilung! Gewöhnliche Seelen haften am Leben, und auch die elendeste Existenz ist ihnen süßer als der Tod. Nicht so der Falke. Er durfte an den König appellieren und Gnade erflehen; aber Gnade will er nicht.

„Gnad' erfleht der arme Sünder,
Ich will Recht von Rechtes wegen." (138, 4.)

Wie edel benimmt er sich darum auch gegen den Gaugrafen, der ihn verurteilt hat, weil er mußte.

„Scheiden muß ich, Groll im Herzen:
Edler Graf, euch heg' ich keinen;
Glimpflich pflogt ihr eures Amtes,
Und ihr seid nicht von den Meinen.

Wär' ich schuldig freigesprochen,
Müßt' ich euch und mich beklagen:
Schuld will Sühne: da ich schuldlos,
Kann ich euer Urteil tragen." (139, 6 u. 140, 1.)

Welch ein biederes Wesen, welch ein gerechter Sinn liegt nicht in diesen Worten! Er erleidet gleichsam den Tod, denn er

würde wirklich zehnmal lieber den Tod erlitten haben, als in der Verbannung zu leben. Aber in diesem Augenblick vergißt er sozusagen sich selbst und all sein Leid, um edlen Anstand und Gerechtigkeit zu beweisen. Wer solche Selbstlosigkeit zu üben vermag, der ist kein gewöhnlicher Mensch, der ist, obgleich noch Heide, schon ein christlicher Held, dem zur Vollendung nichts mangelt, als nur das christliche Glaubenslicht und die christliche Überzeugung.

Resumieren wir. Der jugendliche Edelherr vom Habichtshofe ist ein durchaus ritterlicher Charakter, in welchem die vollkommenste Ehrenhaftigkeit und eine entschiedene Thatkraft, die sich manchmal bis zum unbändigen Sachsentrotz steigert, die Grundlage bilden. Ein heller, überlegender Verstand führt bedachtsam das Ruder und weiß die Stromschnellen unbesonnenen Handelns glücklich zu vermeiden. Ein reines, tiefes Gemüt macht ihn für alles Edle und Schöne zugänglich und empfänglich und krönt das Ganze. Und so ist Elmars Bekehrung zum Christentum das psychologisch richtige Resultat der fortschreitenden inneren Entwickelung unter dem Einfluß der Verhältnisse, in denen seine Existenz verläuft und die ihn der übernatürlichen Einwirkung des Christentums zuführen. Der edle, großmütige Heide vervollkommnet und verklärt sich zu dem vollendeten christlichen Helden, der den schwersten aller Siege errungen hat: den Sieg über sich selbst.

Schließen wir das Charakterbild des herrlichen Sachsenjünglings mit den Versen, mit denen der Dichter ebenso kräftig und markig als bündig seinen Helden zeichnet, indem er seinen Landsleuten, den Westfalen, sein Gedicht widmet:

„Zäh, doch bildsam; herb, doch ehrlich,
Ganz wie ihr und euresgleichen,
Ganz vom Eisen eurer Berge,
Ganz vom Holze eurer Eichen.“ (5, 4.)

Hildegunde.

Es ist wohl angezeigt, in der Reihenfolge der Charaktere unserer Dichtung diejenige folgen zu lassen, welche in treuer Liebe und zuletzt in inniger Lebensgemeinschaft mit Elmar verbunden war.

Hildegunde ist nicht unter dem rauhen sächsischen Himmel geboren; sie ist die Tochter Bodos, des Gaugrafen, der erst

nach der Unterjochung der Sachsen ins Land gekommen war und zu Bodinkthorpe, in dessen Nachbarschaft der Habichtshof lag, seinen Wohnsitz erwählt hatte. Hildegunde und Elmar waren ungefähr Altersgenossen, und schon die frohen Jugendspiele hatten die Nachbarskinder zusammengeführt, wie der Dichter andeutet, indem er erzählt, daß der junge Falke seine Gespielin aus dem feuchten Wassergrab gerettet. Die Jugendfreundschaft ging in Jugendliebe über; mit einigen Andeutungen giebt der Dichter dies zu verstehen. Die kluge Aiga, welche das Geheimnis gleich erraten hatte, trägt kein Bedenken, in ihrer Ansprache auf dem Erntefeste offene Anspielungen zu machen. Doch Hildegunde ist eine Frankentochter und Christin: zwei große Hindernisse. Dazu bewirbt sich der Königsbote, dessen mächtiger Einfluß wohl eher des Vaters Zustimmung erlangen mußte, um ihre Hand. Aber ihr Herz hatte schon gewählt und durch unzweideutige Zeichen verraten, daß es dem edlen, zum herrlichen Jüngling herangewachsenen Jugendgespielen angehörte.

Den Charakter Hildegundens hat der Dichter ganz richtig nach dem Worte Schillers aufgefaßt und ausgearbeitet:

Wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang.
(Schiller, Lied von der Glocke.)

Man könnte vielleicht sagen, Hildegundens Charakter sei weniger scharf gezeichnet, als wir dies bei Frauencharakteren in anderen Dichtungen finden. Wir wollen dies auch bis zu einem gewissen Grade zugeben. Goethes Dorothea z. B. erscheint als Charakterzeichnung ungleich klarer und plastischer in allen Details, sowohl physisch als moralisch; ihr Wesen ist auch viel eigenartiger, selbständiger, sich von dem Gewöhnlichen individuell mehr unterscheidend, als dies bei Hildegunde der Fall ist. Wir möchten sogar wünschen, Hildegunde als die zweite Hauptperson in mehr ebenbürtiger Charakterentwickelung neben Elmar zu sehen. Indes dürfen wir nicht übersehen, daß nach des Dichters Zweck, den Sieg des Christentums darzustellen, Hildegunde als Christin schon mehr aus dem Vordergrunde verschwinden mußte, wenn sie nicht an diesem Kampfe in hervorragender Weise teilnahm. Darum

eben hat der Dichter einem anderen Frauencharakter mehr Aufmerksamkeit und Sorgfalt geschenkt und daraus eine der Hauptpersonen in der Dichtung gemacht: wir meinen die Drude Swanahild. Wenn wir aber die Grundlinien des Frauencharakters in Betracht ziehen, so müssen wir zugeben, daß Hildegundens Bild doch trefflich gezeichnet ist, um so mehr, da neben einem starken, thatkräftigen Charakter, wie Elmar, zur vorteilhaften Ergänzung für die Lebensgemeinschaft eben ein sanftes und weiches Gemüt erfordert ist. Zartheit der Gefühle und Weichheit der Empfindung ist darum auch mit Recht der hervorragendste Zug im Charakter Hildegundens. Wie sie auf dem Erntefest Elmar den Becher kredenzt, verrät sie unwillkürlich ihre Neigung. Ihre jungfräuliche Scheu ist infolge ihres weichen Gemütes so zart, daß das kecke Wort ihrer schelmischen Aiga, deren Mutwillen sie doch wohl schon kennen mußte, sie außer aller Fassung bringt:

Hildegund, verletzt, entrüstet,
Rot und bleich, verwirrt, erschrocken,
Senkt ihr Haupt: auf Stirn und Wangen
Rollten ihr die dichten Locken. (83, 2.)
. . . .
Hildegund, die scheue Taube,
Wagte kaum nur aufzuschauen. (89, 1.)

Einen flehenden Blick nur richtet sie auf den Zornigen, der drohend dem Königsboten gegenübersteht. Ein Zittern verrät den Dank gegen den Retter aus der Feuersbrunst; und da der Graf Elmars Gruß unerwidert läßt, so wagt auch sie nicht, dem durch die väterliche Autorität des Hauses Verwiesenen offen ein letztes Zeichen ihrer Liebe und Wertschätzung zu geben. Den Geächteten will sie noch grüßen, aber nur aus der Ferne, versteckt hinter dem Gesträuch des Waldes. Ihr Gebet, welches sie in diesem Augenblick für ihn zum Himmel emporsendet, offenbart uns allein die Tiefe ihrer Gefühle. Als sie ihn für tot hält, errichtet sie im Wald ein Kreuz an der Stätte, wo er verwundet worden; aber niemand wüßte, wer es hingepflanzt, wenn nicht die Spuren von „zwei kleinen Füßen“ verrieten, daß sie es gethan.

Die ganze Zartheit ihres Gemütes aber haucht sie aus ihren Liedern. Oft geht sie an das Grab der Mutter; aber sie weint nur leise:

„. . . . ein Mutterschlummer
Ist so leicht, sie würd' es hören." (247, 3.)

Für ihre treue Liebe zu Elmar, die sie scheu geheim hält, findet sie kein besseres Bild als die bleiche Wasserrose, die mitternächtlich aus der Tiefe taucht, wenn alles schweigt und nichts das süße Waldgeheimnis ausplaudern kann:

„Nenuphar, die weiße Blume,
Birgt sich gern in Nacht und Schweigen;
Nur des Himmels treuen Sternen
Wagt sie schüchtern sich zu zeigen:

Nur den kalten, keuschen Lichtern,
Die da dämmern fern und trübe: —
Nenuphar, du weiße Blume,
O wie gleichst du meiner Liebe!" (252, 2 u. 3.)

Und wie zart und innig ist der Ausdruck, wenn sie sich ihre Hoffnungslosigkeit eingesteht, weil sie denken muß, Elmar sei tot. Vier Blätter der Hagerose beschreibt sie mit bitterer Klage:

„Auf das fünfte, o wie gerne,
Möcht' ich meine Hoffnung schreiben!
Da ich keine Hoffnung habe,
Muß es unbeschrieben bleiben." (259, 4.)

Die Weichheit der Empfindung scheint mitunter ins krankhaft Schmachtende überzugehen; trotzdem muß bei Erwägung der Verhältnisse Hildegundens und ihres von Natur so sanften Charakters dem Dichter das Zeugnis gegeben werden, daß er nicht übertreibt, sondern wahre und natürliche Empfindung ausspricht. Hildegunde hat nämlich schon früh die Mutter verloren; es fehlt mithin ihrem Herzen die natürliche Vertraute, da der Vater in dieser Hinsicht die Mutter nicht ersetzen kann. Die Folge ist, daß sich das Gemüt in sich selbst verschließt, und die Gefühle, die durch Mitteilung nach außen nicht ihren natürlichen Abfluß haben, in sich selbst zurückgedrängt werden und sich vertiefen. Wer hat Ähnliches nicht schon erlebt? Der Kranke wird durch ein freundliches Wort ermuntert, und seine gedrückte Stimmung ist gehoben. Fehlt dieses freundliche Wort, so nimmt die trübe Stimmung zu; der Mut zerrinnt, der Kranke wird empfindsam und weich, oder je nach dem Charakter der Krankheit mürrisch und

unerträglich. Eine sanfte Natur wie Hildegunde, die der leitenden und stützenden Hand der Mutter, besonders in Herzensangelegenheiten entbehrt, mußte weich und empfindsam werden.

Doch weiß der Dichter das richtige Maß zu treffen: die fromme Christin findet in den Augenblicken des tiefsten Schmerzes an den Geheimnissen des Glaubens und am Gebet einen stärkenden Balsam, der ihr wundes Herz erleichtert, so daß sie nicht verzagt. Und hier zeigt sich bei ihr eine andere Seite des weiblichen Gemütes, nämlich die Leidenskraft, die ihr in hohem Maße eigen ist, und durch die sie übrigens den Eindruck von zu großer Weichheit des Gefühls abschwächt.

Die ungerechte Verurteilung und Verbannung, die der eigene Vater gegen den innig Geliebten aussprechen muß und durch die ihr dieser vielleicht auf immer geraubt wird, sein Zusammenbrechen auf der Dingstätte unter der Wucht körperlicher und moralischer Wunden, der Anblick des bleichen, verhärmten Jünglings auf seinem Gang ins Exil: wie gewaltig muß all das auf ihr kummervolles Herz einstürmen, besonders als er ihr durch ein doppeltes Andenken seine Liebe untrüglich geoffenbart hatte! Wer soll ihr diesen Kummer tragen helfen?

„Hätt' ich eine Mutter — einsam
Bin ich, und wem kann ich's klagen?" (296, 3.)

Das Mutterherz hätte den Erguß ihres Leidens aufnehmen und Linderung schaffen können; aber das treue Mutterherz ruht schon lange unter der kühlen Erde; einige Erleichterung gewährt es ihr, an ihrem Grabhügel zu weinen. Aber keine Freundin, keine Gespielin teilt ihr Leid. Und der Vater! — Ihm kann sie nicht mitteilen, was sie drückt; hat er doch selbst den Urteilsspruch gefällt, der sie ins Leid gestürzt! Wohl sieht er ihren Kummer; er mag auch erraten, weshalb sie leidet. Aber fragen kann er nicht; er ahnt den Zusammenhang, leidet selbst mit und darf doch mit keinem Wort den Gegenstand der Trauer berühren. Darum mag Hildegunde auch nicht dem Vater ihr Leid zeigen. So muß sie ihr Weh still in sich vergraben und sogar nach außen ruhig und heiter scheinen.

„Andre, denen Leid geschehen,
Dürfen klagen, ich muß schweigen;
Wankt mein Mut in Furcht und Trauer,
Heitre Miene muß ich zeigen.

Die mir ratend helfen könnte,
Schläft hier unterm kalten Steine;
An der Linde ihr zu Häupten
Sitz' ich oft und weine, weine.

Leise nur; ein Mutterschlummer
Ist so leicht, sie würd' es hören;
Nein, es darf des Kindes Klage
Ihre Seligkeit nicht stören.“ (247, 1, 2 und 3.)

So schwinden Wochen und Monate; sie erfährt nichts von Elmar. Lebt er noch oder ist er tot? Jeder weitere Tag vertieft das Weh und vermehrt den Schmerz. Ihre Trauerlieder sind der tiefgefühlte Ausdruck ihres von Kummer gepreßten und geängstigten Herzens. So groß ist ihr Weh, daß sie die kleinen Engel, welche die Botschaft zwischen Erde und Himmel vermitteln, bitten muß, sie möchten doch der Mutter nichts davon melden.

„Weiß sie nicht, was mir geschehen,
Hütet euch, daß ihr es saget,
Kleine Engel, die ihr Botschaft
Zwischen Erd' und Himmel traget.

O sie würde, Urlaub heischend,
An der goldnen Pforte stehen;
O sie würd' im Himmel weinen,
Wüßte sie, was mir geschehen!“ (248, 2 u. 3.)

Solchen Schmerz allein, ohne Trost und Hilfe mit heiterer Miene zu ertragen, das zeugt von Heldenkraft bei der zarten Jungfrau. Und hier zeigt sich eine besondere Eigenheit des weiblichen Gemütes: im heldenmütigen, opferwilligen Leiden offenbart das Weib den ganzen Adel seines zartfühlenden Herzens und erscheint nicht selten bewunderungswürdig in seiner Hingebung. Daß diese Leidenskraft zum Charakter des Weibes gehöre, deutet auch die Drude an, indem sie zu Hildegunde sagt:

„Vieles lernt' ich und das Eine,
Duldersinn sei Frauensache.“ (295, 5.)

Wir müssen anerkennen, daß bei Hildegunde dieses hervorragende Merkmal des Frauencharakters sich in hervorragender Weise kund giebt.

Sanftes Wesen und Leidenskraft des weiblichen Gemütes finden ihre natürliche Ergänzung in dem häuslichen Sinn. So auch bei Hildegunde. Sie geht einher, das Herz voll Leid und Harm, aber mit klugem Blick und verständigem Sinn alles führend, alles ordnend. Gleich nach der Mutter Tod hat sie die Leitung des Hauses übernommen, und wie waltet sie weise an der Seite des schon alternden Vaters! Ihre Erscheinung ist lieblich und gewinnend, ihr Regiment milde und doch fest, sie selbst das vollkommene Ebenbild der verstorbenen Mutter:

Eine Ros' im wilden Walde,
Lieblich ihm (Bodo) zur Seite blühte
Hildegund, der heimgegangnen
Mutter gleich an Huld und Güte.
Gleich der heimgegangnen Mutter
Schaltete sie auf dem Hofe. (76, 6 u. 77, 1.)

Klugen Verstandes und praktischen Sinnes, weiß sie Haus und Hof einzurichten, das Gesinde zu leiten und in freudigem Gehorsam so zu beherrschen, daß uns überall Ordnung und Fülle, Zucht und Sitte, Frohsinn und Leben wohlthuend entgegen lachen. So weise ist ihre Führung, daß sie bei allen Insassen des Hofes die angebetete Herrin ist, der alle sich gerne fügen, deren leisesten Wink schon alle gern erfüllen. Wie lieblich ist das Gemälde, in welchem der Dichter uns Hildegunde schildert, wie sie im Kreis ihres Hofgesindes im großen Speicher sitzt:

Hildegunde, allbeachtend,
Nickte Lob und winkte Tadel. (213, 3.)

Bis spät in die Nacht noch regen sich die Hände; denn es gilt, Winterwat zu schaffen für die Weihnachtsspende, Winterwat für arme Leute, aber auch „dies und das für Haus und Gäste“. Ihrem häuslichen Sinn entgeht nichts: Einrichtung des Hauses, Bedürfnisse der eigenen Leute, Bequemlichkeit für die Gäste, an alles denkt sie, alles sieht sie vor, nichts vergißt sie. Die neckische Aiga hat mit der schüchternen Doda einen scharfen Wortwechsel wegen des braunen Schmiedebuben;

die Herrin schlichtet sanft und ernst den Streit und fügt bedeutsam hinzu:

„Alle sind sie meine Sorge,
Auch der arme Schmiedejunge.“ (221, 3.)

Und bei all dem hat Hildegunde gar nicht den Anschein, als ob sie so viele häusliche Geschäfte und Bedürfnisse zu besorgen habe: so sehr sind Ordnungssinn und emsige Thätigkeit ihr zur Natur geworden, daß alles mühelos und ohne Anstrengung vor sich zu gehen scheint. Zwar wollte der stille Kummer auf dem bleichen Angesicht nicht verschwinden; aber die geliebte Herrin war dadurch nur um so mehr der Gegenstand liebender Verehrung.

Im besondern zeichnet sich Hildegunde aus durch frommen christlichen Sinn. Wenn das Leid allzusehr ihr Herz drückt, findet sie im Gebet für den Verlorenen Erleichterung und Trost. „Frauenwaffe ist Gebet und stilles Warten“, das ist ihr Wahlspruch. Welch inniges Gebet sendet sie dem Geächteten nach, den sie, hinter Gesträuch versteckt, in die Verbannung ziehen sieht:

„Wo er walle, wo er wohne,
Weile Friede, wie da weilte,
Da die Reine des genesen,
Der der Welt die Wunden heilte.

Und du Hochgebenedeite,
Die zu helfen nie versagte,
Wenn ein Herz voll Harm und Sorge
All sein stummes Weh dir klagte:

Hehre Frau, zu deinen Füßen
Weint die Jungfrau: selig fahre,
Der da fährt, des Herzens-stiller
Trautgesell seit manchem Jahre!“ (155, 2 u. 6; 156, 1.)

Wie innig fleht sie in ihren Trauerliedern, daß der Herr ihm möge das Licht der Wahrheit verleihen:

„Die den offnen Blick belastet,
Nimm ihm ab des Wahnes Binde:
O ich weiß, er sucht dich lange:
Hilf ihm, Herr, daß er dich finde.

Deines Lichts nur einen Schimmer
Gieß' auf seine dunklen Pfade:
Gott, mein Gott, in seine Seele
Einen Strahl nur deiner Gnade!“ (262, 3 u. 5.)

Unerschütterlich ist der trauernden Jungfrau Treue gegen Elmar: wird er auch beschuldigt, verurteilt, und fällt auch der eigene Vater den Spruch, sie zweifelt nicht einen Augenblick an seiner Unschuld. Sie bleibt ohne jegliche Nachricht von dem Verbannten; sie leidet unsäglich, aber sie zweifelt nicht einen Augenblick an seiner Treue und Liebe. Solch hingebendes Vertrauen mußte belohnt werden, und wir hören mit inniger Teilnahme, wie die Drude ihr verkündet, daß mit dem kommenden Sommer ihr Herzenswunsch wird erfüllt werden:

„Wenn der Ginster blüht am Raine,
Wenn die Rose glüht im Garten,
Wird ein Frankenmädchen lächeln,
Doch in Thränen. — Kannst du warten?“ (297, 1.)

Ihre kindliche Liebe endlich ist schon oben angedeutet. Am Grabe der Mutter wagt Hildegunde nicht einmal laut zu weinen, aus Furcht, den leisen Mutterschlummer zu stören, und die Engel dürfen der Seligen nichts melden von dem Weh ihres Kindes. Mit dem Vater hätte sie sich lieber verbrennen lassen, als ohne ihn zu leben; und wie sucht sie ihren Schmerz vor ihm zu verbergen, damit er nicht durch sie leide!

Hildegunde ist eine herrliche Gestalt, würdig, an der Seite des edlen Falken einer glücklichen Zukunft entgegen zu gehen.

Die Drude.

Eine ehrfurchtgebietende Gestalt ist die heidnische Priesterin, sie, die wärmste und entschiedenste Verteidigerin des Heidentums. Ihre äußere Erscheinung schon ist im höchsten Grade imposant. „Älter als der Wald“, kannte sie bereits als Eicheln die mächtigen Stämme, deren Häupter jetzt bis in die Wolken reichen. Und wie sie an Jahren über das gewöhnliche Maß hinausgeht, so ragt auch ihres Leibes Riesenlänge hoch über die menschlichen Geschlechter. Die Stirne ist tief gefurcht, aber ernst und edel. Am Opfersteine steht sie erzumgürtet, in weißem Linnen, als Priesterin. Zur späten Mitternachtsstunde sitzt sie vor ihrer Grotte im blauen Grunde, tief im Wald versteckt, „weltvergessen wie die Toten“; die Glieder in ein Gewand von weißer Wolle gehüllt, über das

ein Ottervließ von der Achsel bis zur Hüfte niederhängt, kauert sie regungslos an der Quelle, wie ein graues Steinbild über einem Grabe:

Einsam mit dem treuen Hunde,
Einsam mit den alten Göttern,
Die zu ihr in Vogelstimmen
Sprachen und in Sturmeswettern. (104, 6.)

Sinnend saß sie, eine Norne,
Eine von den finstern Frauen,
Die den Born des Wissens schöpfen
Und den Gang der Zeiten schauen. (105, 4.)

Überall erscheint sie großartig, und wir empfinden unwillkürlich Ehrfurcht vor ihr. Die Vergangenheit hat sie selbst so weit erlebt, daß keiner so weit zurückdenken kann als sie. Die Gegenwart überschaut sie, ohne ihre finstere Wohnung zu verlassen: Elmar kommt, sich bei ihr Rats zu erholen; sie offenbart ihm alle Einzelheiten seiner Verhältnisse, ehe er den Mund öffnet. Beda kommt, ihre Heilkunst zu befragen; sie kennt ihn, sie kennt die Mönche alle. Hildegunde nimmt zu ihr ihre letzte Zuflucht, um über des Falken Verbleiben etwas zu erfahren; die Drude weiß schon, was die Frankentochter fragen wollte. Und ebenso ergründet sie die Zukunft: Windeswehen, Blätterrauschen, Vogelstimmen, Sturmeswetter sind für sie Göttersprache, durch welche ihr die Geheimnisse der Zukunft enthüllt werden. Geheimnisvoll wie Weissagungen lauten auch ihre Sprüche, und sie erweisen sich stets als richtig. „Auf des Waldes düstern Pfaden tritt das Schicksal dir entgegen“, sagt sie zu Elmar, und der nächste Gesang erzählt uns Geros Mordversuch im Walde gegen den Herrn vom Habichtshof. Hildegunden antwortet sie:

„Wenn der Ginster blüht am Raine,
Wenn die Rose glüht im Garten,
Wird ein Frankenmädchen lächeln,
Doch in Thränen . . . . .“ (297, 1.)

Es war eben Frühling, als Hildegunde zu ihr kam, und ehe der Sommer verflogen und der Ginster verblüht war, da wurde Hildegunde mit dem treuen Falken vereint, aber an des Vaters Leiche: das Frankenmädchen lächelte, doch in Thränen. Zur inspirierten Seherin erhebt sich die Drude, als sie vor

dem christlichen Mönche die künftigen Jahrhunderte entrollt und mit Genugthuung die Herrschaft ihres sächsischen Stammes über die Franken verkündet:

„Erz in Erz, vom Schneegebirge
Wogen seh' ich blonde Scharen:
In die Tiberstadt, die große,
Ziehn blauäugige Barbaren.

Brausen hör' ich durch die Gassen
Männerschritt und ehrne Hufe,
Schildgekrach und Schwerterklirren,
Jammerschrei und Siegesrufe.

Sprengt ein gelbgelockter Kämpe
In des Volks empörte Wogen:
Feuerfarb auf goldner Brünne
Wallt sein Bart zum Sattelbogen.

Welch Getümmel um den Riesen!
Ihm zur Seite muntre Knappen:
Einer, wild und löwentrotzig,
Führt das weiße Roß im Wappen.

Speere sind ihm schwache Binsen,
Helm und Halsberg irdne Töpfe,
Hagelschauer seine Schläge
Auf die blut'gen Römerköpfe. —

O der Nord, er wird sich rächen!
Dennoch — dunkle Zeichen drohen:
Felsenschwer auf unsern Häuptern
Liegt der Zorn der Ewighohen." (209, 1—6.)

In der imposanten Gestalt der heidnischen Priesterin wohnt auch eine nicht minder groß und stark angelegte, aber, wie natürlich, echt heidnische Seele, entsprechend der Zeichnung, die Beda bei seinem Besuch im blauen Grunde vom Heidentum entwirft im Gegensatz zum Christentum:

„Stolz und Trotz ist eure Tugend,
Unsre — tragen und entsagen." (210, 1.)

Stolz und Trotz liegen im Heidentum, Stolz und Trotz lagen im Sachsenvolk; Stolz und Trotz charakterisieren auch bis zu einem gewissen Grade die heidnische Priesterin. Die Gesellschaft der Menschen braucht sie nicht: die Götter und deren Boten, die Vögel, und ihr treuer Hund sind ihre gewöhnliche

Gesellschaft. Sie kennt nicht die trauten Bande des Familienlebens; einsam lebt sie im Walde. Menschliche Bedürfnisse scheint sie nicht zu haben: sie wohnt in einer Grotte, in die kein Sonnenstrahl hineindringt, wo selten der freundliche Ton einer menschlichen Stimme gehört wird; und die Nacht, die den Sterblichen Ruhe und Schlaf bringt, hat für sie keinen Schlummer. Elmar findet sie in finsterer Mitternachtsstunde wachend und sinnend vor der Grotte. Brot und Wasser bietet sie Beda zur Erquickung, Brot und Wasser sind ihre Nahrung. Menschliche Bedürfnisse scheinen ihr Schwachheiten, über die sie sich stolz hinwegsetzt. Gegen das Christentum ist sie von trotzigem Haß erfüllt, und leidenschaftlich eifert die strenge Priesterin für ihre heidnische Lehre:

Götter fürchten, Franken hassen,
War ihr unabläſſig Mahnen. (24, 3.)

Die christliche Lehre, die den heidnischen Stolz und Trotz zu brechen sucht, um ihn in christliche Entsagung und christlichen Opfersinn zu verwandeln, nennt sie „eine arge Südlandsseuche, die den Stahl des Arms erweicht und das Blut in Milch verkehrt". Von ihrem Wissen in der Heilkunde, aus dem der christliche Mönch so gerne schöpfen möchte, mag sie nichts mitteilen; trotzig und bitter erwidert sie Beda:

„Von den Göttern stammt mein Wissen,
Und den Göttern geb' ich's wieder,
Nie den Kupfern unsrer Saaten,
Nie den Kräh'n im Nachtgefieder." (210, 5.)

Mit Vorwürfen empfängt sie Elmar, weil er sie so lange nicht mehr aufgesucht hat und jetzt zur Nachtzeit kommt:

„Junger Falk, seit manchen Monden
Flogst du nicht zu meinem Grunde;
Fürchtest du des Tages Augen,
Daß du kommst zu nächt'ger Stunde? (106, 6.)

Wie bitter aber wird ihr Wort, als er ihr gesteht, daß er eine Christin liebt:

„Elmar, geh, du bist verloren!
Stünd' in Brand dir Saal und Scheuer,
Minder wäre dir verderblich
Jene Glut als dieses Feuer." (108, 6.)

Da sie sieht, daß das Christentum täglich mehr Boden gewinnt, erfüllt finsterer Unmut ihr Herz. Der Gott der

Christen, er soll ein Friedenskind sein wie ihr Gott Balder, ihr Gott der Milde, ihr Gott der Liebe, ihr weißer Balder, dessen Todestag sie mit ihren Stammgenossen traurig feiert und dessen einstige Rückkehr sie hofft!

„Ist er Balder? — O er brachte
Kampf und Krieg der Männererde!
Ist der Balder? — O er machte
Friedlos uns am eigenen Herde!“ (69, 4.)

Und unmutig fordert sie die Kleinen auf, Balders Klagelied zu singen:

„Tretet in den Ring, ihr Kleinen;
Singt den Reim, wiewohl ihr heute
Klüger thätet, still zu weinen.“ (70, 1.)

Aber ihr Haß gegen das Christentum bleibt ohnmächtig. Daher ein stummer Groll, der nur Erleichterung findet in dem Gedanken, daß ein Tag der Rache kommt, wo der Nord sich rächen wird; und bald löst sich dieser Groll in dumpfe Verzweiflung:

„Öde war es längst, noch öder
Wird es hier im hohlen Steine,
Eh' die Rose glüht im Garten,
Eh' der Ginster blüht am Raine.

Einsam ward ich! Übel passen
Reiseschuh' zu grauen Haaren:
Dennoch mit dem einzig Treuen,
Meinem Hunde, muß ich fahren.“ (297, 5 u. 298, 1.)

Ihr Entschluß ist gefaßt: die Niederlage ihres heidnischen Götterglaubens will sie nicht mit ansehen. Als Priesterin, als oberste Repräsentantin des Heidentums kann sie aber noch viel weniger dem Christentum sympathisch nahe treten. Sie ist zu sehr verwachsen mit der Lehre der alten Götter, als daß sie ohne ein Wunder hätte bekehrt werden können. Wunder aber waren unter diesen Umständen nicht am Platze; das hat der Dichter richtig herausgefühlt: sie hätten der Lösung den Charakter des Gezwungenen gegeben, und jedenfalls wäre die Entwicklung weniger natürlich verlaufen, besonders der innere Gegensatz zwischen Christentum und Heidentum weniger fühlbar geblieben. Die Drude handelt also ganz konsequent und bleibt ihrem heidnisch-trotzigen Charakter treu, wenn sie vorzieht,

das Land zu verlassen, welches ihre Götter räumen müssen. Sobald der Sieg des Christentums offenbar ist, verschwindet sie spurlos, und niemand weiß wohin.

. . . Sie war verschwunden,
Wie der Wind im Wald, und nirgend
Ließ sich eine Spur erkunden. (340, 3.)

Wenn nun auch bei der Drude der heidnische Starrsinn der eifervollen Wodanspriesterin die Eigenart des Charakters ausmacht, so ermangelt sie anderseits doch nicht jener Eigenschaften, welche diesen Hauptzug in ihrem Wesen versöhnend mildern, so daß ihr Eifer und ihr Haß zum Teil auf das Pflichtgefühl, nicht auf die Leidenschaft zurückzuführen sind. Die edlen Gefühle, welche sich neben dem heidnischen Trotz der Götterpriesterin kundgeben, lassen sie als eine große Seele erscheinen.

Mit unwandelbarer Treue hängt sie an dem edlen Hause der Falken. Als Elmar kommt, sie um Rat zu fragen, leitet er mit Hinweis auf diese alte Freundschaft seine Bitte ein:

„Swanahild, du weise Waldfrau,
Länger als seit drei Geschlechtern
Warst du hold dem Stamm der Falken,
Seinen Söhnen, seinen Töchtern.“ (106, 3.)

Ihn, den letzten Sprossen, umfängt sie wie einen Sohn mit wahrer Mutterliebe; und wenn sie ihm auch herbe Worte zu sagen hat, so bricht doch in ihren bittern Vorwürfen die bedauernde Liebe durch; sie hätte ihm „gerne Besseres gekündet“ als die wenig erfreulichen Aussichten, die sie ihm für seine Zukunft eröffnen kann. „Liebe zürnt — und liebt“, gesteht sie mit Bezug auf ihn der Hildegunde.

Sogar gegen den christlichen Mönch zeigt sie eine gewisse Zuvorkommenheit. Allerdings kann Beda der Drude sagen, es sei ein bleicher Knabe ihres Volkes, für den er bittend kommt. Aber welche edle Gesinnung offenbart sie, wenn sie beinahe beleidigt antwortet:

„Rede klüger!
Weißt du doch, ein Arzt, ein rechter,
Schuldet, was er hat, den Menschen;
Bist du gut, ich bin nicht schlechter.“ (204, 5.)

Und gastlich empfängt sie den christlichen Mönch; sie mag die geschorenen Nazarener nicht lieben, und doch führt sie ihn in

ihre Wohnung, in des Berges Riesensaal, sonst das Heiligtum der Ewigen, heute deren Gefängnis, den, seit die Erde besteht, Christenfuß zum erstenmal betritt; sie bewirtet ihn mit Speis und Trank und bereitet geheimnisvoll das Heilmittel, welches dem kranken Falken Genesung bringen soll.

Auch Hildegunde, angstvoll und zitternd, geht zur Grotte der Drude. Niemand kann ihr über des Geliebten Schicksal Auskunft geben, niemand als nur eine, „der die Himmelswanderer, all die Vögel Botschaft tragen“; und da sie die Ungewißheit nicht länger zu ertragen vermag, so nimmt sie ihren Mut zusammen und geht. Wie war ihr Herz beklommen, als sie in den finstern Wald kam, dessen dumpf brütendes Schweigen ihr noch mehr Grausen machte! Sie suchte eine, die sie fürchtet:

„Wird sie nicht die Fremde bannen
Und dem Christenmädchen fluchen?“ (295, 3.)

Aber trotzdem Hildegunde gerade die Ursache ist, daß der Falk auf dem Punkte steht, den alten Göttern abtrünnig zu werden, so empfindet die greise Waldfrau doch Mitleid mit dem geängstigten Frankenkinde und spricht so freundlich, daß Hildegunde nicht umhin kann, mit Erröten ihre Verwunderung auszudrücken:

„Weise Frau, du bist so linde,
Und du redest weiche Worte,
Wie die Mutter mit dem Kinde.“ (296, 1.)

Auch sie hatte in ihrer Jugend geliebt, — einen Wendenknaben geliebt, der im Eise der Elbe seinen Tod gefunden. So hatte die Drude Verständnis für das namenlose Leid Hildegundens. „Nur Frauenherzen können Frauenharm verstehen,“ sagt sie und beeilt sich, in das wunde Herz lindernden Balsam zu gießen. Die zwei im Leiden starken Seelen fühlen eine gewisse geistige Verwandtschaft, und darum ist ihr gegenseitiges Verständnis so schnell bewirkt und ist ihr Entgegenkommen sofort herzlich und rührend. So sehr hat die heidnische Priesterin die leidende Christin liebgewonnen, daß sie wie einem Kinde ihr alles sagen will, und „wüßte sie mehr, sie sagt' es gerne“. In ihrem Herzen ist die Hoffnung auf Sieg des Heidentums erloschen:

„Sterne steigen, Sterne sinken:
Unsre sind im Niedergange.“ (297, 3.)

Da sie infolgedessen den Entschluß gefaßt hat, „zu fahren mit dem einzig Treuen, ihrem Hunde“, so empfindet sie beinahe etwas wie Freude, der Christin melden zu können, daß die Zukunft für sie noch glückliche Tage bringt.

Wenn also einerseits die greise Priesterin durch ihre äußere Gestalt, durch Entschiedenheit und heidnischen Trotz, durch Würde und Strenge in ihrem Auftreten, durch ihre geheime Wissenschaft, durch ihre übermenschliche Lebensweise großartig dasteht, Ehrfurcht und Achtung gebietend, so rücken andererseits wohlthuende Eigenschaften des Herzens sie uns menschlich näher; wir empfinden nicht bloß eine scheue Bewunderung vor der außerordentlichen Erscheinung, sondern es regt sich unwillkürlich in uns ein aufrichtiges Gefühl von Sympathie. Noch mehr, die tiefe Wehmut und Trauer über den Untergang des Heidentums und ihrer alten Götter verleiht ihrem ganzen Wesen einen stillen, innigen Zug des Leidens, der uns ergreift und rührt, und wenn sie zuletzt in tragischer Weise vom Schauplatz der Handlung spurlos verschwindet, so bleibt aber doch in unserm Gemüte eine tiefe Empfindung des Mitleids und der Ehrfurcht zurück.

So hat uns der Dichter in der Drude eine Gestalt gezeichnet, die in Bezug auf charakteristische Individualität, plastische Darstellung und konsequente Durchführung wohl dem Besten an die Seite gestellt werden darf, was die Charakterzeichnung in der deutschen Litteratur aufzuweisen hat. Bemerken wir nebenbei, daß er einen Zug ihres Charakters wohl aus seinem eigenen Leben als Arzt genommen hat, der uns ihn selbst als den hingebenden Menschenfreund erkennen läßt: „Ein Arzt, ein rechter,“ sagte die Drude, „schuldet, was er hat, den Menschen.“ (204, 5.) — Was das Wunderbare im Auftreten der Drude anbelangt, so werden wir noch an geeigneter Stelle, wo wir das Wunderbare in der Dichtung im Zusammenhang besprechen, einiges zur Ergänzung ihrer Charakteristik nachtragen.

Eggi.

Eine originelle, glückliche Zeichnung ist der Schmiedebube. Die Rolle, die der Dichter ihm zuteilt, war nicht wohl in einfach menschlichen Verhältnissen möglich; deshalb greift er zur altgermanischen Mythologie und läßt uns in Eggi eines jener Wesen erscheinen, wie sie uns unsere Kindermärchen und die deutschen Heldensagen so vielfältig vorführen.[1]

Geheimnisvoll ist sein ganzes Auftreten, treffend und komisch zugleich ist sein Zuname „die wilde Katze.“ Ehe wir noch eine Ahnung von ihm haben, merken wir bald, daß überall ein unsichtbarer Zuschauer ist, den wir zu entdecken nicht im stande sind, der aber im entscheidenden Moment, wenn wir alles für geheim und verdeckt halten, seine Anwesenheit bekundet: kein wichtigeres Ereignis findet statt, sei es im Dunkel der Nacht oder in der Heimlichkeit des Waldes, der Schrei der wilden Katze ertönt aus irgend einem Baumwipfel. Zum erstenmal meldet er sich nach dem Opfer am Opferstein; da wir aber noch nichts von ihm wissen, so verstehen wir nicht, was der Dichter meint, wenn er zum Schluß dieses Gesanges sagt:

Von der Sonne ersten Strahlen
Glühten rot die fernen Gipfel,
Und der Schrei der wilden Katze
Klang im höchsten Eichenwipfel. (72, 5.)

Wir finden es einfach natürlich, daß gegen die Morgenfrühe im tiefen Wald eine wilde Katze ihren Schrei in die schweigsame Stille hineinrufe. Sobald aber der braune Schmiedebube als die wilde Katze genannt wird, da erinnern wir uns, daß wir ihn schon gehört haben, ohne zu wissen, daß er es war. So hat ihn der Dichter in bezeichnender Weise in die Dichtung eingeführt; so werden wir in der Zukunft den Schrei der wilden Katze vernehmen, plötzlich, unerwartet: Eggi ist überall und nirgends.

---

[1] Ob Eggi etwa als einfach menschliches Wesen aufgefaßt werden könne oder solle, lassen wir dahingestellt. Unsere Auffassung stützt sich auf den Wortlaut der Dichtung, entspricht der populären Auffassung im Sachsenvolk selbst, hat analoge Beispiele in der altdeutschen Sage und Mythologie (wir erinnern an Riesen und Zwerge, Elben und Heinzelmännchen im Dienste der Menschen, an Brunhilde im Nibelungenlied u. a.) und erscheint geradezu einzig zulässig in Hinsicht auf den poetischen Eindruck, den die gesamte Dichtung in so hohem Maße hervorbringt.

Wie er nun einerseits so unfaßbar, anderseits wieder so charakteristisch klar geschildert ist, so hat der Dichter in der Zeichnung dieser Gestalt auch eine Ausnahme von seiner allgemeinen Regel gemacht, und eben nicht ohne guten Grund. Alle übrigen Gestalten nämlich zeichnet der Dichter in epischer Weise erst allmählich, so wie die fortschreitende Handlung Gelegenheit bietet, einen neuen Zug hinzuzufügen. Bei Eggi sind Wesen und Auftreten so auffallend, daß der Dichter über ihn uns alles zugleich sagen muß, was er nur weiß, damit wir im folgenden seine Handlungsweise begreifen, so weit es eben möglich ist, und unsere Aufmerksamkeit infolge unbefriedigter Neugierde über diese wilde Katze nicht unnötig hingehalten oder abgelenkt werde. Beim Erntefest, bei welchem Heiterkeit und Lust alle froh vereint, hat sich auch Eggi eingefunden, und der Dichter führt ihn uns vor:

Grau, zerfetzt und schief gebunden
War das Wams des losen Rangen:
Um den Nacken, um die Schläfe
Kroch sein Haar wie schwarze Schlangen.

Biegsam wie die Haselgerte
Und ein Klettrer sondergleichen,
Trug er wenig Lust zum Schaffen,
Desto mehr zu kecken Streichen.

Immer schweifend auf den Bergen,
Immer streifend in den Gründen,
Tag' und Nächte, war er nirgend,
War er überall zu finden.

Fremd, im Schnee, am Winterabend
War ein Bub' ins Thal gekommen
Und vom Schmied, dem braven Fulko,
Mitleidsvoll ins Haus genommen.

Schlüpft' er aus des Berges Klüften?
War er aus der Luft gefallen?
Keiner wußt' es; nur ein seltsam
Elbisch Wesen dünkt' er allen. (85, 6—86, 5.)

Niemand weiß, woher er gekommen: nur „ein seltsam elbisch Wesen“ deucht er allen. Er selbst erzählt über seine Herkunft, er sei ein armer Junge, vaterlos und ohne Mutter, von der Bernsteinküste am Meere.

„Montag war's; ein fremder Jude
Kaufte mich, mich zu verkaufen;
Und am Dienstag in der Frühe
Bin ich ihm davon gelaufen.“ — (317, 4.)

Aiga hatte ihn gehört, wie er still vor sich hin summend, in wendischer Sprache ein Lied gesungen von des Falken Klage (257, 4 und ff). Die ängstliche Doda hält es für Sünde, ihn bei der christlichen Weihnachtsspende zu beschenken:

„Wer er ist, der schwarze Schleicher,
Steht ihm auf der Stirn zu lesen:
Trägt er auch kein rotes Hütchen,
Ist er doch ein elbisch Wesen;

Einer von den Spaltenschlüpfern,
Die voll Schadenfreude lachen,
Wenn sie mit Betrug und Tücke
Wirr und wild die Menschen machen.“ (220, 2 u. 3.)

Wirklich scheint er, wenn er von dem gefangenen Falken singt, Geheimnisse zu kennen, die nur den Göttern bekannt sind. So ist auch seine Kunst, von der er eine Probe zurückläßt, als er verschwindet, kein Menschenwerk:

Andern Morgens fand der Meister
Einen Armring schwer und golden
Auf dem Amboß, seltsam fremdes
Schmiedewerk der klugen Holden. (340, 5.)

Eggi gehört also in die Götterfamilie, in das Reich der Geister. Die Drude aber, die alle kennt, hat auch den Abkömmling des Geisterreiches erkannt. So erklärt sich denn auch die gegenseitige Zuneigung, das eigenartige Verständnis zwischen Eggi und der Priesterin: sie kennen und verstehen sich ohne weiteres, und wie daher die Priesterin verschwindet, um dem siegreichen Christentum das Feld zu räumen, ist auf einmal auch Eggi verschwunden; erscheint er ja in seiner besondern Art eben auch als Träger und Repräsentant des Heidentums.

Seine Koboldsnatur tritt überall hervor. Wie ein launiges Necken ertönt der Schrei der wilden Katze aus dem höchsten Eichenwipfel. „Du Kobold, laß das Lachen!“ ruft ihm sein Meister zu; Diethelm und Fulk nennen ihn den Schalk, den wilden Eggi, den Rangen (340, 3); Isenhard, der alte Meier, in übler Laune über seine Tochter Aiga, beehrt ihn mit dem Titel „der braune Strolch“ (354, 2). Eggi selbst erzählt

von seinen schelmischen Streichen, die er Elmars Gänsen gespielt, von den Hieben, die er dafür geerntet und wegen welcher er auf Elmar so erbost ist, daß er ihm gern alles Unheil vergönnt. Auch sein Auftreten beim Grafen und sein Bericht entsprechen dieser neckischen Natur, so daß der Graf dem Schelm, dem Buben nicht geglaubt hätte, wenn nicht des sterbenden Grimbart Geständnis hinzugekommen wäre, um einen Teil von Eggis Offenbarungen zu bestätigen und so den andern Teil über Geros Mordversuch wahrscheinlich zu machen.

Nachdem wir uns über Eggis Herkunft und Charakter hinlänglich klar geworden sind, müssen wir eingestehen, daß diese Gestalt eine der merkwürdigsten in der ganzen Dichtung ist: allzeit lustig, frisch, voll schalkhaften Lebens, dabei aber in ein geheimnisvolles, undurchdringliches Dunkel gehüllt. Einerseits offenbar ein elbisches Wesen, bekundet er aber andererseits wieder menschliche Gefühle und Bedürfnisse; ja, es thut ihm sogar leid, daß er fort soll, und er gesteht dem Grafen:

„Gastlich war mir diese Stelle,
Und ich traure, wenn ich wandre;
Ist mir leid, du alter Droste,
Ist mir leid um dich und andre.“ (316, 1.)

Diese „andern“ sind wohl Hildegunde, die sich seiner freundlich angenommen, und der er zum Dank einen Strauß zurückläßt; besonders Aiga, die ihn oft beschützt, beschenkt und wohl auch lustig geneckt hat. Ihr giebt er Gurt und Spange, kunstvoll gefertigt. War es bloße Verehrung? Oder hatten gar zartere Bande sein Herz gefesselt? Der Dichter läßt es nur ahnen, und Aigas nachdenkliches Wesen nach Eggis Verschwinden ist geeignet, diese Vermutung zu bestärken.

So erscheint denn Eggi zunächst als eine geheimnisvolle Gestalt, durch welche die Geisterfamilie des altgermanischen Volksglaubens in die Wirklichkeit des Lebens hereingreift und an derselben teilnimmt. Ganz vorzüglich aber wirkt er als komische Figur im Gesamtbilde der Dichtung, und mehr als einmal erheitert uns der Anblick seines schalkhaften Mienenspiels, der weißen Perlenzähne und der großen, weißen Augäpfel, die den Stern unter den braunen Brauen beinahe ganz verstecken. Dieses komische Wesen wird zuweilen ein wirkliches Bedürfnis, wenn der ernste, wehmütige Zug, welcher durch

die ganze Dichtung weht, manchmal allzusehr unser Herz beschleicht: eine erheiternde Abspannung ist dann vonnöten und ermöglicht recht eigentlich den Genuß des Ganzen. Dazu kommt das naive Gemüt des gutherzigen Knaben: seine Späße und Neckereien sind alle unschuldiger Natur und beweisen durchaus harmloses Wesen. Sogar daß er nach Bubenart lange grollt wegen der Hiebe, die er empfangen, wir halten es ihm zu gute, weil es allzu natürlich war; übrigens bekommen dadurch eben die Ereignisse Zeit, sich zu entwickeln und abzuschließen, und so kommt seine Offenbarung gerade im rechten Zeitpunkt, im richtigen Augenblick. Endlich ist Eggi wegen der Rolle, die er spielt, besonders am Schluß, eine der wichtigsten Personen. Seiner Handlungsweise nach bleibt er allerdings untergeordnet: ein neugieriger Range, der überall die Nase haben muß und so alles erfährt und weiß, ohne aber mitzuwirken oder thätig einzugreifen, bis er endlich als Zeuge für die Wahrheit eine große Wichtigkeit erlangt. Das ist Eggi. Mitten in dem Wirrsal der traurigen Ereignisse klingt uns der Schrei der wilden Katze wie ein Ruf der Hoffnung, indem wir uns sagen: Die Schandthat hat wenigstens einen Zeugen, die Unschuld einen Helfer, der zur geeigneten Stunde für sie auftreten und die Wahrheit offenbaren kann. Und es klingt wie der Ausdruck dieses Bewußtseins, wenn nach abgelegtem Zeugnis für die Unschuld und der Verkündigung von Hildegundens nahem Glück die wilde Katze aus dem Walde dreimal ihren Schrei ertönen läßt: dreimal dieses Mal; es war das letzte Mal.

Eggis Rolle ist sehr logisch gedacht und richtig durchgeführt: der Charakter des braunen Schmiedebuben enspricht vollkommen dem Zweck, den der Dichter erreichen wollte, seine Handlungsweise ist durchaus natürlich und wahr, und sein ergötzliches Wesen bildet einen heitern Lichtpunkt in der ernsten Dichtung. Wir sehen ihn ungern scheiden, und auch uns verursacht er, ähnlich wie der sonst so lustigen Aiga, einige Augenblicke träumerischen Sinnens, weil wir ihn liebgewonnen haben.

Aiga.

Noch ausgiebiger als durch den braunen Schmiedebuben hat der Dichter für köstlichen Humor gesorgt durch die kleine, schelmische Aiga. Jugendliche Frische und Lebhaftigkeit, rasches,

munteres Wesen, scharfer Verstand und Witz, natürliche Herzensgüte gemischt mit etwas weiblicher Empfindlichkeit und leicht erregbarem, aber harmlosem Ärger, das sind die günstigen Bedingungen und Charaktereigenschaften, aus denen fortwährend ein glücklicher Humor hervorsprudelt.

Sie ist die Tochter Isenhards, des alten Verwalters von Bodinkthorpe. Dem Vater ist sie ans Herz gewachsen. „Kleine Aiga," sagt er,

„Kluge Aiga, Preis und Ehre
Deinem Vater, würd' ich sagen,
Wenn ich nicht dein Vater wäre." (75, 4.)

Dieses Zeugnis läßt über ihre kindliche Liebe so wie über die guten Eigenschaften ihres Geistes und Herzens wohl keinen Zweifel, mag sie auch manchmal keck und vorlaut erscheinen. Als Tochter des Hausmeiers darf sie unter dem Gesinde eine bevorzugte Stelle einnehmen, was nicht wenig auf ihren kecken Mut einwirkt und ihn oft zum schelmischen Mutwillen stachelt. Eine erste Probe davon giebt sie auf dem Erntefest, wo sie den Festspruch hält. Nachdem sie dem Hausherrn Lob und Dank gespendet ob seiner treuen Fürsorge, wünscht sie der edlen Jungfrau, „des Hauses holdem Kinde", daß im nächsten Lenz ein Kranz sie schmücke, und zwar aus heimatlichen Blumen, damit sie als geliebte Herrin auf Bodinkthorpe bleibe; dann an Elmar sich wendend sagt sie, wenn auch er ein Kränzlein wünsche, so dürfe er nicht im wüsten Walde jagen; nah im Garten blühe im hellen Sonnenschein die schönste Rose. Und als hätte sie gar nichts Verfängliches gesagt, fügt sie munter hinzu:

„Lustig spielt, ihr Musikanten,
Daß es durch die Berge schalle!" (82, 6.)

Sie hatte das Geheimnis schon weg und bringt es keck zur Sprache. Alle sind ob der verwegenen Rede betroffen; ihr Vater zornig, Gero wild, der Graf verlegen, Hildegunde verletzt, entrüstet, rot, bleich, verwirrt; Elmar allein gefaßter. Aiga aber?

Aigas blaue Augen lachten,
Als ob nichts geschehen wäre. (83, 3.)

Gerd, der Großknecht, der ihr eine zarte Aufmerksamkeit zu schenken scheint, macht ihr nachher wegen ihrer kühnen Sprache eine ernste Bemerkung. Schnippisch erwidert sie:

. . . „Dich trocknen Knaben
Nennt man leider Gerd den nassen;
Wenn ich in die Rosen gehe,
Werd' ich dich zu Hause lassen." (84, 3.)

Selbst beim Brande kann sie trotz ihres Jammers nicht umhin, dem Humor freies Spiel zu lassen, als Gerd, dem der Met den Kopf beschwert hat, ins Feuer stierend, ruft: „Wo ist das Feuer?" und jählings in einen vollen Wasserzuber stürzt. Durch Thränen lachend, spricht sie:

„Welche Täuschung, Schatz, mein Nasser!
Heb' dein Mündlein, guter Junge,
Du verirrtest dich zum Wasser." (99, 5.)

Ihre Freimütigkeit zeigt sich aber auch in ernster Weise, sobald der falsche Königsbote Elmar als Brandstifter hinstellen will. Sie ist die erste, die dem schändlichen Menschen in höchster Aufregung zuruft:

. . . „Gemeiner Lügner,
Nur zum Lästern keck und mutig!" (101, 6.)

Für den braunen Schmiedebuben, der ihr an Charakter und Gemüt so ähnlich ist, hegt sie ein offenes Wohlwollen. Beim Erntefest ruft sie ihm munter zu:

. . . „Nimm hin, mein Kätzchen,
Kraut und Schinken, seltne Gaben!
Ratt' und Maus, dein täglich Wildpret,
Kannst du aller Orten haben.

Ratt' und Maus, mein wildes Kätzchen,
Sie genügten dir bis heute;
Wirst du erst ein großer Kater,
Machst du Jagd auf größre Beute." (87, 6 u. 88, 1.)

Und als Doda den armen Jungen von der Weihnachtsspende ausgeschlossen sehen will, weil es Sünde wäre, ihn an der christlichen Bescherung teilnehmen zu lassen, da verteidigt sie ihn lebhaft und bissig:

„Traun, als eins der Koboldskinder,
Ist er friedlich und gemütlich;
Manche seiner Halbgeschwister
Sind nicht halb so nett und niedlich." (220, 5.)

Daß ihr Mutwille aber kein Leichtsinn ist, der die ernsten und tieferen Gefühle verhindert, haben wir schon aus der Liebe

des Vaters zu seiner Tochter geschlossen. Offenbar geht ihr Wohlwollen gegen Eggi auch aus aufrichtigem Mitleid mit dem armen Buben hervor. Und welche Ehrfurcht und Liebe beweist sie gegen ihre Herrin! Ihr Wunsch, daß Hildegunde zu Bodinkthorpe bleibe, bezeugt, wie sehr sie dieselbe liebgewonnen. Als Hildegunde sie wegen ihrer Spöttereien gegen Doda zurecht weist, gehorcht sie sofort, verletzt allerdings ob des Verweises;

> Aiga bückte sich und nähte,
> Rot und stutzig ob der Lehre;
> Zweimal, dreimal riß der Faden,
> Zweimal, dreimal fiel die Schere. (218, 6.)

Ihre Spöttereien gegen Doda waren nicht einmal unverdient; denn die Frankentochter hatte über das Sachsenland und seine Leute bittere Klagen ausgestoßen; da greift Aiga zur Spottwaffe, um Dodas Anschuldigungen zurückzuweisen. Ein schönes, lobenswertes Gefühl also, die Liebe zu ihrem Sachsenlande, trieb sie zur Verteidigung. Dennoch bleibt sie ob der Herrin Bemerkung nicht lange ungehalten. „Sie liebt es nicht zu schmollen", und gleich lacht ihr helles Auge wieder.

Gegen Eggi scheint sie schließlich mehr als einfaches Wohlwollen empfunden zu haben. Er hat ihr vor seiner Abreise ein Geschenk zurückgelassen, und sie wird still und schweigsam. Sie kommt zum Röhrborn, stellt ihren Krug unter und träumt und träumt, bis der Vater kömmt und sie anfährt:

> „Kleine Aiga, schläfst du wieder?
> Hast du Schick und Dienst vergessen?
> Seit der braune Strolch entlaufen,
> Bist du dumm und wie besessen." (354, 2.)

Zwar ballte sie ihr rundes Fäustchen;

> Doch als ihr die Zähren rannen,
> Lachte sie und ohne Antwort
> Flog sie mit dem Krug von dannen. (354, 3.)

Die schalkhafte, allzeit lustige Aiga hat durch das gutmütige Wesen, welches trotz alles scheinbaren Mutwillens doch den Grund ihres Charakters bildet, unsere Sympathie gewonnen, und ihr köstlicher Humor ist von der besten Wirkung. Keiter hat sie in seiner Studie treffend charakterisiert, indem er sagt: „Aiga ist eine Art Elfenkind, ein neckischer Kobold, behend,

flüchtig, unfaßbar. Sie nimmt sich neben den derben, hünenhaften Sachsenkindern aus wie ein zerbrechliches Glasfigürchen neben wuchtigen Bronzestatuen." Wir fügen hinzu: ein frischeres, lebensfroheres Bild hat der Dichter uns nicht geboten.

Gero.

Einen grellen Kontrast zu all den guten Menschen und den herrlichen Charakteren, denen wir in Dreizehnlinden begegnen, bildet der Franke Gero, der Sendbote des Königs, ein Bild der Feigheit und der Niedertracht, ein abgefeimter Bösewicht. Er ist die gemeine Seele, die durch Feilheit und verschmitzte Augendienerei es bis zur höchsten Beamtenstelle gebracht hat. Heuchelei und Scheinheiligkeit muß ihm zur zweiten Natur geworden sein, sonst hätte er so hohes Vertrauen nie erobern können. Nun nutzt er seine sichere Stellung in tyrannischer Willkür aus, nach oben hin sklavisch schmeichelnd, nach unten hin zertretend, was sich ihm in den Weg stellt. Fast möchte man sagen, der Dichter habe bei Geros Charakterzeichnung einseitig übertrieben und die Farben zu grell aufgetragen. Allein hier ist nicht außer acht zu lassen, daß die legitime Erbitterung gegen die sich immer empörenden Sachsen und die von Karl dem Großen infolgedessen beschlossene und systematisch organisierte Unterdrückung dieses trotzigen Volkes solche tyrannischen Seelen wecken und fördern mußte, die, wenn sie sich brauchbar erwiesen und das Vertrauen zu erlangen wußten, die richtigen Leute waren, um in diesen schwierigen Verhältnissen das Ziel erreichen zu helfen. Zwar darf man nicht dem Frankenkönig, am allerwenigsten Ludwig dem Frommen, unterschieben, solch feile Seelen zur Erreichung seines Zweckes absichtlich herangezogen zu haben; es lag vielmehr in den Zeitverhältnissen, daß sich Charaktere wie Gero jetzt leichter fanden und rascher entwickelten als zu anderen Zeiten. — In der Dichtung leistet Gero durch seine Verworfenheit, ohne es zu wollen, die vorzüglichsten Dienste. Seine Gemeinheit und Niedertracht läßt eben wegen des Gegensatzes all die vortrefflichen Menschen um so wirksamer hervortreten: er ist der tiefe Schatten neben den schönen Lichtpunkten. In Bezug auf Elmar im besondern wird gerade durch ihn der Zweck erreicht, daß des jungen Sachsen Bekehrung nur um so

notwendiger das reine Resultat der aufrichtigsten Überzeugung sein wird und sein muß, indem die christliche Religion, schon verhaßt wegen der verhaßten Franken, durch Geros heimtückisches Gebahren dem Falken geradezu unannehmbar erscheinen muß, besonders weil sie noch Feindesliebe fordert. Da übrigens der junge Sachse nur durch Prüfung und Leiden zur christlichen Entsagung gelangen kann, so ist es offenbar, daß der nichtswürdige Gero das natürliche Werkzeug ist, dessen sich die göttliche Vorsehung in ihrem unergründlichen Walten bedient, um ihren Zweck zu erreichen: ohne Gero wäre Elmar, infolge seiner Erziehung, vielleicht nie Christ geworden. Geros Rolle ist deshalb vom Dichter tief durchdacht und richtig erfaßt und für die geplante Entwicklung der Handlung unentbehrlich. Übrigens fehlt es auch nicht an der verdienten Sühne: die allwaltende Gerechtigkeit Gottes trifft auch ihn, und dem schreienden Mißklang der Gegensätze folgt schließlich die versöhnende Harmonie im vollsten, schönsten Akkorde.

Als höchster Repräsentant seines Herrn hatte der Sendbote des Königs die Kontrolle über die Gaugrafen zu üben. Jeder, dem die Verwaltung des Gaugrafen ungerecht schien, konnte bei ihm Klage führen. Ihm stand ferner die Gerichtsbarkeit über die dem Könige vorbehaltenen Verbrechen zu, und von seinem Urteilsspruch gab es nur mehr Berufung an den König selbst. Infolge dieser Machtvollkommenheit besaßen die Königsboten ungeheuren Einfluß. Das wußte Gero nur zu gut, und deshalb gelang ihm sein böses Spiel mit dem Falken so vollkommen. Stellen wir kurz die Züge zusammen, die das abstoßende Porträt bilden. Zuvörderst heben wir Geros Scheinheiligkeit und Heuchelei hervor, die ihm zu einem solchen Vertrauensposten verhalfen. Sein Egoismus ist maßlos; dies beweist er an seinem Nebenbuhler Elmar; dies beweist er auch beim Brand von Bodinkthorpe, als er, nur auf seine Rettung bedacht, den Grafen und sogar Hildegunde, die er erwerben will, im Stiche läßt. Dabei tritt auch seine Eitelkeit zu Tage: er denkt nur an sein Scharlachkleid. Mut besitzt er nur insofern, als es das Böse gilt, und auch dann nur, insoweit er seinen Einfluß kennt; sonst ist er feig, unglaublich feig. Eine Klinge mit dem Eschenburger zu messen, wagt er nicht; aber aus dem Hinterhalt zu töten, das übernimmt

er selbst. Verwegen ist er, wenn er sich sicher weiß. Vor dem Falken zittert er, als dieser ihn am Genick hält; aber sofort wird er maßlos frech, sobald er merkt, daß derselbe sein schurkenhaftes Leben schont; er droht sogar, ihn zu verklagen. Nichts ist ihm heilig; er schmäht Elmars verstorbene Mutter, weil er sicher ist, dadurch den Sohn zu stacheln und seinen Zweck zu erreichen. Seine schmutzige Seele dichtet den andern die eigene Schlechtigkeit an; erprobter Meister im Lügen, empört er durch die Dreistigkeit, mit welcher er seine falschen Anklagen gegen den Falken vorbringt. Da der geplante Meuchelmord mißlingt, muß das Opfer selbst öffentlich als gemeiner Meuchelmörder verurteilt werden. Solch eine Verruchtheit ist bodenlos; keine Spur von einer edlen Regung ist in seinem ganzen Charakter bemerkbar.

Der Dichter hat ihn kräftig und wahr gezeichnet, und es bringt dieser Charakter auch in der Dichtung die richtige Wirkung hervor; der Leser wendet sich voll Abscheu von ihm ab — was übrigens noch lange nicht die geringste der guten Wirkungen ist, die er ausübt — und ist befriedigt beim Verschwinden dieses Scheusals. Nachdem er von den sächsischen Frauen „gestürmt" ist, zieht er sich auf seine Güter an der Maas zurück; man hört nur mehr, daß er vom König zur verdienten Rechenschaft gezogen wird.

Der Bischof.

Wollen wir genauer die Träger des Christentums charakterisieren, so müssen wir wohl mit dem Bischof beginnen. Eine bedeutende Rolle spielt er eigentlich nicht, weil die Mönche von Dreizehnlinden, bei denen Elmar Aufnahme und Pflege, Belehrung und Bekehrung findet, entschieden in den Vordergrund treten mußten. Dennoch lassen die wenigen Züge, mit denen er in der Dichtung charakterisiert wird, in ihm die hehre Gestalt eines christlichen Bischofs erkennen. Lebendiger Glaubenseifer, Entschiedenheit und Energie des Charakters bilden seine hervorragenden Eigenschaften. So kann er es natürlich nicht leichten Sinnes ertragen, daß sein Schwestersohn im Heidentum erzogen wird; sein energisches Wesen empört sich darüber, aber auch Schmerz und Trauer erfüllen seine Seele und bezeugen die edlen Beweggründe, die seinen Eifer leiten.

. . . .
Badurad, der eifervolle,
Den es schmerzte und empörte,
Daß sein eignes Blut dem Kreuze
Starren Sinns den Rücken kehrte. (24, 2.)

Das ist auch die Ursache, weshalb er seinem heidnischen Neffen auf dem Erntefest die Hand verweigert. Hätte er davon Abstand genommen, so würde ihn wohl die moderne Zeit als humanen Menschen, der jedem seine Überzeugung läßt, gelobt haben; aber der entschiedene Mann war es seinem christlichen Glauben und seiner Würde schuldig, seine Unzufriedenheit an den Tag zu legen, und in dieser Zeit der Bekehrung des Sachsenvolkes durfte der Bischof noch weniger als sonst gegen den Glauben seiner Anverwandten gleichgültig sein. Dagegen wird er seinem Neffen jedoch gerecht, nimmt ihn gegen den Königsboten und den Gaugrafen in Schutz und verteidigt sein edles Benehmen.

Sprach der Bischof: „Er verwehrte
Die Beschimpfung einer Toten,
Seiner Mutter, meiner Schwester,
Und im Vierten ist's geboten!“ (93, 4.)

Sein Glaubenseifer duldet nicht, daß Isenhard dem Aberglauben huldige; schonend zwar, aber entschieden tadelt er ihn.

Mit dem Gaugrafen steht der Bischof auf freundschaftlichem Fuß, wie seine Gegenwart auf dem Erntefeste beweist. Bodo hat ihn sogar zum Gewissensführer erwählt, was die Sachsenfrauen uns offenbaren, indem sie Gero höhnend zurufen:

„Hoffst du auf Entsatz? Vergebens!
Ringsum ist kein Knecht zu finden,
Und der Graf, er ritt zum Bischof
Und bekennt die neusten Sünden.“ (174, 5.)

Er steht dem Freund auch im Tode bei und empfängt seine letzten Empfehlungen. Gegenseitige Achtung und Wertschätzung hatte die beiden würdigen Männer eng verbunden.

Eine große Genugthuung ist dem frommen, eifervollen Bischof zuletzt beschieden: sein Neffe ist Christ geworden, und ihm selbst hat der verstorbene Gaugraf aufgetragen, die verlassene Hildegunde dem jungen Falken zuzuführen und ihren Bund zu segnen.

Obschon nun der Bischof nicht entscheidend in die Handlung eingreift, so ist doch der mit einigen Strichen so würdig geschilderte Kirchenfürst nicht ohne gute Wirkung in der Reihe der edlen Gestalten, die uns der Dichter vorführt. Er ist übrigens eine historische Person, und ein Mann, wie er, dessen Leben historisch eben in die Zeit der Dichtung fällt, dessen Frömmigkeit und Klugheit geschichtlich bekannt sind, dessen Verdienste während seiner 44 jährigen Amtsführung als zweiter Bischof von Paderborn in der Geschichte gerühmt werden, und der dazu von Abstammung ein edler Sachse war, ein solcher Mann verdiente in dieser patriotischen Dichtung wenigstens eine Ehrenmeldung, wenn auch die Verkettung der Ereignisse ihn nicht in den Vordergrund gelangen ließ. So hat der Dichter nur eine patriotische Pflicht der Dankbarkeit und Liebe erfüllt, indem er dem ausgezeichneten Landsmanne in „Dreizehnlinden" ein ehrenvolles Denkmal setzt.

Abt Warin.

Im IV. Gesang giebt der Dichter mit kurzen Zügen die Charakteristik der einzelnen Mönche von Dreizehnlinden. An der Spitze erscheint der greise Abt Warin.

Voll Kraft und Würde,
Stumpf und stark; die Last der Jahre
Beugt' ihn und des Amtes Bürde. (41, 5.)

Sein Vater war ein sächsischer Herzog gewesen, seine Mutter eine Frankentochter. Vielbewegt waren die Tage seines Lebens unter Jagd und Abenteuern dahingeflossen, bis nach zwanzig Schlachten der Tag von Ronzeval und Rolands Tod ihn nachdenklich machten und ihm die Hinfälligkeit alles irdischen Glanzes lebhaft vor Augen stellten. Er verließ die Welt und trat ins Kloster. Doch ist ihm die kriegerische Jugend auch im Alter noch nicht ganz vergessen: seine Träume führen ihm noch zuweilen die aufgeregten Schlachtenbilder vor. Das Reiten versteht er auch in seinem Alter noch so gut, daß Diethelm sich darüber wundert, worauf der Abt ihm sagt:

„Im Psalter fingert
Mancher, der in Jugendtagen
Durch die Welt auf Rossesrücken
Sturmgewand und Schwert getragen." (351, 1.)

Der Grundzug seines Charakters ist die herzliche Verachtung alles Irdischen und die stille Ruhe, die nach dem Sturm des Kriegslebens jetzt seine Stirne erheitert und sein Gemüt geklärt hat. Bande der Freundschaft verknüpfen ihn mit dem Bischof und dem Gaugrafen. An Elmar nimmt er um so innigeren Anteil, als dessen Leben in Bezug auf die stürmische Jugend eben dem seinigen so ähnlich war: er kennt aus Erfahrung die Seelenkämpfe, die Unruhen und Zweifel, welche das Gemüt umlagern, wenn es zwischen Gott und der Welt ungewiß schwankt. Wie leid thut es dem würdigen Manne, den armen Jüngling von innerem Schmerz zerrissen zu sehen, da er sich nicht zu entscheiden vermag und fliehen will! Wie mußte er sich aber auch freuen, als er bald nachher das Taufwasser über das Haupt des geliebten Jünglings ausgießen und den Einzug des himmlischen Friedens beobachten konnte, dessen umschaffende Wirkung er ja selbst erfahren hatte!

Die Rolle des Abtes in der Dichtung ist nur untergeordneter Natur: als würdiger Greis und Sprößling eines Herzogsgeschlechtes vertritt er das Kloster in allen äußeren Beziehungen der offiziellen Repräsentation, der kirchlichen Ceremonien und der materiellen Verwaltung; mit den geistlichen Geschäften ist der Pater Prior betraut, den der Abt in solchen auch zu Rate zieht, und dessen Urteil für ihn entscheidet. Auf seinen Rat schickt er Beda nach dem blauen Grunde. Dem wilden Knaben giebt er zwar seinen Segen zum Abschied, führt ihn aber doch ein letztes Mal noch dem Prior zu, durch dessen Bemühungen endlich das Werk der Bekehrung glücklich gelingt.

Der Prior.

Das Gegenstück zur heidnischen Priesterin, der würdige Repräsentant des Christentums in der Dichtung ist Markward, der Prior von Dreizehnlinden.

An der äußern Erscheinung erkennen wir das echte Reis vom Stamm der Sachsen:

> Lichtes Haars, mit blauen Augen,
> Schulterbreit und hochgewachsen.
> Von der Lippe weich und üppig
> Floß sein Bart in langen Locken. (42, 5 u. 6.)

Seine ersten Jugendjahre hatte er auf dem väterlichen Freihof verlebt, der nicht weit von dem Felsenthor an den Ufern der blauen Weser lag. Mut und Kraft litten bald den tapfern Jüngling nicht mehr zu Hause:

Lust am Kampf im deutschen Herzen,
Deutsches Blut in jeder Ader,
Mit Romanen, Welschen, Wenden
Stritt er oft in hartem Hader.

Aber schroffern Widersachern
Schrieb er gern im Jugenddrange
Seiner Meinung rote Runen
Mit dem Schwert auf Brust und Wange. (43, 3 u. 4.)

Markward war eine begabte Natur. Hohe Anlagen des Geistes und des Herzens und ein tieferer Zug der Seele ließen ihn bald zur Erkenntnis kommen, daß stürmische Jugendthaten einen denkenden Menschen auf die Dauer nicht befriedigen können. Stiller ward sein Mut, die urwüchsige, ungestüme Kraft wurde durch einen starken Willen, durch Erfahrung und Alter gedämpft. Nur selten, wenn ihn unversehens einer an den Bluttag von Verden erinnert, reißt ihn ein wilder Drang mit fort; er fährt dann auf und die Augen blitzen glüh vom Sachsentrotz, dem alten. Doch es ist nur für einen Augenblick; der edle Mann hat gelernt, sich zu beherrschen, und seine ganze Kraft hat er in männlicher Tugend dem Dienste Gottes und der Menschen gewidmet.

. . . Er konnte starken Willens
Seinen Zorn im Zügel halten;
Denn er dient' in Mannentreue
Seinem Herzog, Gottes Sohne,
Der da führt das Kreuz im Banner
Und die blut'ge Dornenkrone. (43, 6 u. 44, 1.)

Das Studium ist seine liebste Beschäftigung geworden; darum stützt sich der würdige Abt gern auf des Priors Urteil und giebt ihm öffentlich das Zeugnis:

„Prior, ihr versteht gar manches,
Was gar mancher gern verstünde,
Alt' und neue Schrift. . . .“ (201, 6.)

Er will deshalb auch seinen Rat einholen, ehe er Elmar entläßt.

Eine glänzende Probe seiner scharfen Dialektik sind seine herrlichen Lehrsprüche, in denen zugleich seiner Takt, Menschen-

kenntnis, Lebenserfahrung und reiche Wissenschaft sich in gediegener Weise bekunden und bewähren. Wie weiß er klug und milde zu beginnen, damit Elmar seinen Worten glaube und die Schicksale seines eigenen Lebens als Fügungen Gottes ansehe! Wie schonend behandelt er das mit Recht tief verwundete Gemüt des edlen Jünglings, indem er Karls Politik und der Franken Willkür verurteilt, aber die christliche Glaubenslehre über sie stellt, die nicht Eigentum jener, sondern Gottes Sache ist! Wie geschickt weiß der heilige Mann, dem selbst die Zukunft kein Geheimnis ist, da seine hohe Vollkommenheit ihn der besondern Freundschaft Gottes und der Mitwissenschaft künftiger Dinge würdig gemacht hat, wie geschickt weiß er die glühende Vaterlandsliebe Elmars zu versöhnen durch den Hinweis auf die glänzende Reihe der Kaiser, die aus dem Sachsenvolk hervorgehen werden! Nachdem er so Elmars Herz gewonnen, beginnt er, die heiligen Lehren, Bestimmung und Endziel des Menschen, die Thatsache der Erlösung, die Natur und die Notwendigkeit der Gnade, aber auch das Gericht Gottes über alle Menschen mit apostolischer Kraft und Tiefe vorzuhalten und zu erklären.

Daß diese Worte gezündet, beweist Elmar im Klostergarten. Zwar sträubt sich seine ganze Natur, dem Glauben der Väter zu entsagen und die Lehre der Franken anzunehmen, doch muß er die Weisheit, Milde und Güte des Priors anerkennen.

„Beides bist du, Pater Prior,
Weis' und gut; des muß ich klagen:
Deine Weisheit, deine Güte
Hat mir bittre Frucht getragen.“ (266, 2.)

Des Priors Lehrsprüche sind der Erguß eines reichen Gemütes, welches, erfüllt von sanfter Schonung und Milde, getragen von erhabener und strenger Heiligkeit, erleuchtet durch hohe Kenntnisse und Wissenschaft, in wahrhaft dichterischer Begeisterung zu uns redet, und zwar in einer Sprache, die vom Herzen kommt und zum Herzen geht.

Seiner Herzensgüte ist es zuzuschreiben, daß Elmar in seinem schweren Kampfe zum Sieg gelangte. Was Belehrung nicht vermag, das bewirkt die überaus zarte christliche Liebe, die das ganze Wesen des guten Priors durchdringt und übernatürlich verklärt. Furchtbar ringt der unglückliche Jüngling

mit sich selbst; aber ein Mal über das andere ruft er: „Guter Prior, weiser Prior!“ Er möchte bis ans Ende der Welt fliehen, um dem Kampf zu entgehen; da schwebt ihm der gute Prior wieder vor, und er läßt die Flügel sinken. Der heilige Greis hatte aber auch seinen jungen Landsmann in inniger Liebe ins Herz geschlossen; während dessen Fieberkampf erfüllt tiefgefühltes Mitleid seine Seele.

„Welch' ein Ringen!“ sprach der Prior;
„Kommt denn niemals die Erlösung?
Nein, ich meine nicht das Sterben,
Nein, ich meine die Genesung.“ (177, 1.)

Und voll froher Hoffnung fügt er hinzu:

„Diesen hat uns Gott gesendet,
Und er wird ihn leben lassen.“ (177, 2.)

Als aber die Krankheit eine schlimme Wendung nimmt, malt sich tiefes Leid in seinen Zügen.

Seufzend sprach der gute Prior:
„Jammer um den stolzen Knaben!
Bitter ist es greisen Männern,
Gelbe Locken zu begraben.“ (200, 6.)

Endlich hat er den Trost, den Jüngling am Leibe, und bald die größere Freude, ihn an der Seele genesen zu sehen. Des Sachsen Bekehrung war unter Gottes Hilfe sein Werk, wie der Dichter bezeugt:

Dank dem Prior, der dem Ringer
Erst ein Helfer war und Rater,
Jetzt des Überwinders Zeuge,
Jetzt im Geist sein zweiter Vater. (308, 4.)

Auch der Bischof, der im Namen des verstorbenen Grafen dem Prior herzlichen Dank für seine Bemühungen um Elmar ausspricht, hebt besonders dessen Liebe und Güte gegen den Verbannten hervor: „Ich soll danken,“ spricht der Bischof,

„Euch für alles, guter Prior,
Was ihr Holdes an ihm übtet,
Und zumal, daß ihr ihn lehrtet,
Und zumeist, daß ihr ihn liebtet.“ (357, 3.)

Wir können die Charakteristik des Priors nicht schließen, ohne seine Vaterlandsliebe hervorzuheben. Der heiligmäßige Greis, dessen geistiger Gesichtskreis durch seine eminent christlichen, allumfassenden Gesinnungen, durch seine christliche Hoch-

herzigkeit, wir möchten sagen, durch seine intimen Beziehungen zu dem Unendlichen sich so weit über die engen Grenzen des gewöhnlichen, natürlichen Menschen hinaus erweitert hat, daß er, wie die wahre göttliche Religion, deren vollkommener Repräsentant er in der Dichtung ist, die Welt und die Menschheit umfaßt, verliert dennoch sein engeres Vaterland weder aus dem Auge noch aus dem Herzen. Sein Patriotismus ist allerdings nicht der steife, verknöcherte Partikularismus, den man allein als Vaterlandsliebe bezeichnen will; es ist der christlich verklärte, hochsinnige Patriotismus, der, trotzdem er dem Vaterland mit Herz und Hand zu Diensten steht, auch den Fremden gerecht zu beurteilen weiß. Aus des Priors Jugendzeit hatte der Dichter schon hervorgehoben, daß dem jungen Sachsen deutsches Blut in jeder Ader floß und er des Vaterlandes Feinde mit wildem Mut und ungestümer Tapferkeit bekämpfte. Jetzt ist er stiller, ruhiger; aber wie lebendig er noch für sein Vaterland fühlt und begeistert ist, ersehen wir aus dem Schluß der Lehrsprüche. Als Elmar trotz all seiner Belehrungen noch geneigt scheint, zu dem abenteuerlichen Leben der Wikingsfahrten zurückzukehren, da appelliert der Prior an dessen Vaterlandsliebe, die er wohl kennt und durch die er vorderhand seinen Zweck zu erreichen sicher ist: Ruhm mag er ernten bei fremden Menschen; schweigt das eigene Volk über ihn, so ist sein Ruhm nichtig. Mit jeder Faser ist er seinem Volke pflichtig, besonders jetzt; den letzten Tropfen seines Blutes muß er für sein Land herzugeben bereit sein. Und wie rührend weiß er das unglückliche, zertretene Vaterland darzustellen! Die Heimat ist seine Mutter, ein krankes Weib jetzt, das seiner Stütze bedarf, eine bleiche Bettlerin, die ihn um Hilfe anfleht:

„Willst du fort, sie wird als bleiche
Bettlerin am Wege stehen
Und die dürre Hand dir strecken
Nassen Blicks. — Nun kannst du gehen!“ (246, 3.)

So kann nur ein Herz sprechen, das von glühender Liebe zu seinem Volke durchdrungen ist.

Der Dichter hat die Gestalt des Priors mit Wärme und Begeisterung gezeichnet; in ihm vereinigen und verschmelzen sich die Kraft des trotzigen Sachsen, die tiefe Empfindung und

die lebendige Begeisterung des edlen Menschen, der Eifer und die Weisheit des erleuchteten Priesters, die Gelehrsamkeit und die Strenge des heiligmäßigen Mönches, sich gegenseitig durchdringend, stützend, läuternd, zu solch schöner und wahrer Harmonie, daß der Prior als ideale Gestalt weit über alle andern in der ganzen Dichtung hervorstrahlt. Mit Recht sagt Keiter: „Ihn hat der Dichter unzweifelhaft als seinen Vertreter erkoren: der Dichter ist es, der aus dem Prior spricht.“

Die übrigen Charaktere.

Auch in kleineren Verhältnissen hat uns der Dichter Gestalten gezeichnet, die sich durch ihre Wahrheit und Naturtreue, und oft durch ihre Vollendung trotz der gedrängten, unnachahmlichen Kürze der Darstellung auszeichnen. Bodo, der Gaugraf, hat wohl den Schein, als übe die Person und die Macht des Königsboten auf sein Handeln einen großen Einfluß; doch ist, im Grunde betrachtet, vielmehr die strenge Gerechtigkeit seine Richtschnur, und ohne Grimbarts Geständnis würde er nicht gewagt haben, das Zeugnis Eggis zu Gunsten Elmars als Wahrheit anzunehmen. Der ehrlich rauhe Rab, der markige Eschenburger, der trotz seines Alters sich noch das volle Jugendfeuer bewahrt hat, wiegt für sich allein die ganze Versammlung der sächsischen Edelinge auf, wenn auch seine Stimme nicht hinreicht, um die verlassene Unschuld zu schirmen. Fulko, der Schmied, ist unübertrefflich als Sachse und als Repräsentant seines Handwerks dargestellt. Diethelm ist der alte treue Hausdiener, in dem sich väterliche Autorität über den jungen Gebieter und langbewährte, unentwegte Treue gegen den Dienstherrn trefflich vereinigen. Ja, die ganze Versammlung der Mönche zur Mette im Chor wäre hier im einzelnen anzuführen: es ist eine lebendige Porträtgalerie, alle anschaulich lebhaft hervortretend, alle charakteristisch von einander sich unterscheidend, alle naturwahr und treu. Und wie könnte man das Bild Karls des Großen kürzer und vollendeter zeichnen als in den drei Strophen aus des Priors Lehrsprüchen:

„Karl der Frank, der grimme Bauherr,
Geistesmächtig sondergleichen,
Sinnend unter Völkertrümmern
Stand er auf zerschlagnen Reichen.

Mit dem Schwerte auf und nieder
Maß er die zerworfnen Blöcke,
Und mit Hünenhänden wälzte
Berg auf Berg der starke Recke:

Berg auf Berg granitne Quader
Sich zur Pfalz, darin zu schalten
Und, wie Gott der Himmelsfesten,
Hier des Erdenreichs zu walten." (231, 4 u. 5; 232, 1.)

Welche Kraft des Stils! Wahrhaftig, ein Lapidarstil, wie Keiter ihn mit Recht nennt.

* * *

Der Dichter beweist in der Darstellung seiner Personen eine wahre Meisterschaft. Mag er in Bezug auf konkrete Schilderung auch nicht immer den Vergleich mit Goethescher Plastik aushalten, so müssen wir doch anerkennen, daß all diese Gestalten wirklich leben und sich bewegen, ihr eigentümliches Gepräge haben, durch das sie sich deutlich und bestimmt von einander unterscheiden; daß sie in der Gesamtheit wie in den Einzelheiten klar und fest aufgefaßt, treu nach der Natur geschildert und konsequent durchgeführt sind. Endlich ist ihnen infolge des sächsischen Volkscharakters durchweg ein Zug der Kraft, der Stärke und Begeisterung eigen, der, nachdem das Christentum durch seinen mildernden Einfluß die wilde Unbändigkeit eingedämmt hat, auf das Gemüt den wohlthuendsten Eindruck ausübt und unwiderstehlich für diese herzhaften und guten Menschen gewinnt und einnimmt.

Der Uhu in Dreizehnlinden.

Der Charakterzeichnung müssen wir noch ein Bild hinzufügen, welches zwar keine der handelnden Personen darstellt, aber doch wegen seiner Originalität und seiner praktischen, aktuellen Wichtigkeit nicht übergangen werden darf. Es ist dies der Uhu als Repräsentant des modernen Zeitgeistes. Ehe wir die merkwürdige Charakteristik entwickeln, müssen wir zuerst einige Einwürfe besprechen, welche dieserhalb dem Dichter gemacht werden können.

Ist der Uhu nicht ein förmlicher Anachronismus? Muß die Einführung des modernen Zeitgeistes in eine Dichtung,

welche uns in längst vergangene Zeiten versetzt und Personen und Verhältnisse schildert, zu welchen diese modernen Anschauungen nicht passen, nicht die Illusion zerstören, in welche wir uns hineinleben, wenn wir dem Dichter in die Zeiten des sächsischen Altertums folgen?

Wir geben zu, daß der Uhu ein Anachronismus ist und daß diese Anspielungen auf moderne Verhältnisse in unserer Dichtung einigermaßen störend wirken. Doch ist diese Störung nicht so bedeutend, daß sie dem Gesamtwerke einen erheblichen Eintrag machen könnte. Darum ist es auch keinem der zahlreichen Recensenten von Dreizehnlinden eingefallen, aus diesem Grunde dem Dichter auch nur den geringsten Vorwurf zu machen.

Aber warum legt der Dichter durch sein Zurückgreifen auf den modernen Zeitgeist eine Tendenz in seine Dichtung, die außerhalb des Bereiches der Poesie als Kunst liegt? Ein Kunstwerk soll dauernden Wert haben, demgemäß also über die Zufälligkeiten von Meinungsverschiedenheit und Polemik erhaben sein, sonst erscheint es nur als ein Werk des Augenblicks, das mit dem Wechsel der Zeitverhältnisse seinen Wert verliert. Hätte der Dichter nicht besser gethan, eine so scharf polemische Tendenz aus dem Musentempel wegzulassen?

Um diesen Einwurf zu beantworten, müssen wir uns auf den Standpunkt des Dichters stellen. Nicht ohne eine gewisse Beklommenheit beginnt er, seinen Gesang vor der Mitwelt ertönen zu lassen: der moderne Zeitgeist ist derart auf das Materielle gerichtet, daß er für Poesie, besonders für christliche Poesie kaum noch Verständnis haben dürfte. So muß denn der Dichter fürchten, seine Muse werde dem Spott und der Kritik der materialistischen Zeitrichtung nicht entgehen; er will daher sein Herzenskind nicht ohne Schutzwaffen in die Welt ziehen lassen.

Mag ferner der Dichter uns auch in längst verflossene, für das Christentum glorreiche Zeiten zurückführen, seine Dichtung gilt aber einer Zeit, die den gläubigen Mann mit Schmerz und Trauer erfüllt. Tiefbetrübt klagt er am Schluß:

. . „Die Zeit ist schwer; ehrwürd'ge,
Heil'ge Satzung wird zur Fabel,
Recht zu Aberwitz; aus Trümmern
Baut der Wahn ein neues Babel;

Wild die Herzen, feil die Treue,
Gold und Macht die höchsten Götter,
Und den Altar unterwühlen
Hier die Heuchler, dort die Spötter.

O, die Zeit ist schwer geworden,
Und mich mahnt ihr wirres Rauschen:
Anderm Saitenspiel als solchem,
Andrer Lehre will sie lauschen." (360, 1—4.)

Daß nun der Dichter den materialistisch-ungläubigen Zeitgeist, wie er denselben von seinem dichterischen und religiösen Standpunkt aus erkennt und beurteilt, auch schonungslos aufdeckt und bloßstellt, wer will es ihm verargen und verwehren? Haben nicht unsere größten deutschen Dichter zu ihrer Zeit dasselbe gethan? Wie hat Goethe die französische Revolution, welche die Nachbeter des Uhus nicht genug zu erheben wissen, in seinem „Hermann und Dorothea" abgefertigt, und Schiller in seinem „Lied von der Glocke"! Ja, Schillers unsterblicher „Tell", ist er nicht die glänzendste Verurteilung der französischen Revolution, die doch das Werk des Zeitgeistes war, indem die französischen Encyklopädisten, deren verderbliche Schriften die ganze gebildete Welt beherrschten und leiteten, dieselbe zum großen Teile vorbereiteten und zur Reife brachten? Und in seinem „Spaziergang" brandmarkt Schiller den glaubens- und sittenlosen Zeitgeist in Ausdrücken, die auffallend in Webers oben citierten Strophen wiederklingen:

Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.
Aus dem Gespräch verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
Auf die Unschuld schielt der Verrat mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tötet des Lästerers Zahn.
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke . . .
. . . .
Auf der Tribüne prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.

Weber hat also in seinem Ausfall gegen den Zeitgeist nur das Beispiel befolgt, welches die Koryphäen der deutschen Litteratur selbst gelegentlich gegeben haben. Und so haben auch die religiös freisinnigsten Preßorgane, deren Urteile über Dreizehnlinden wir in unserer Einleitung angezogen haben, nicht im mindesten daran gedacht, dem Dichter wegen Engherzigkeit in den religiösen Grundsätzen oder in seinen Ansichten über die moderne Zeit irgend einen Vorwurf zu machen.

Übrigens ist der höchste Zweck der Kunst, durch die formvollendete Darstellung des Wahren und Guten in seiner Schönheit einen Genuß zu bieten, der veredelt und erhebt. Sieht der Künstler aber in der allgemeineren Stimmung und Gesinnung oder in den Vorurteilen der Menschen ein Hindernis, welches die Erreichung dieses Zweckes unmöglich macht, so muß es ihm unbenommen bleiben, dieses Hemmnis zu bezeichnen, anzugreifen und nach Kräften zu beseitigen, und es ist das sogar seine Pflicht. Das thut Weber in der Darstellung des Uhus, und zwar nur so ganz nebenbei, daß die Dichtung an sich kaum etwas davon verspürt. Sollten seine Angriffe gegen den Zeitgeist zu scharf erscheinen, so geben wir zu bedenken, daß der tiefgläubige, so lebendig überzeugte Dichter mit seinem kernigen, kräftigen Naturell, der den Sieg des Christentums über das germanische Heidentum besingen wollte, nichts weniger als gleichgültig bleiben konnte, wenn er sich sagte, daß in der modernen Zeit ein erneuertes Heidentum, wie der ungläubige Materialismus es anstrebt, diesen Sieg wieder in eine vollständige Niederlage verwandeln will. Da mußte sich sein gläubiges Gemüt empören und in seiner ganzen Kraft erheben, um wenigstens einige tüchtige und derbe Hiebe nach jener Seite hin zu führen, von woher der materialistische Unglaube sein Schaffen beobachtete, mitleidig und verächtlich lächelnd ob solch thörichtem, mittelalterlichem Beginnen.

Entwickeln wir nun die Charakteristik des Uhus nach der Auffassung des Dichters.

Der moderne Zeitgeist charakterisiert sich in Dreizehnlinden als der glaubenslos-materialistische, krasse Egoismus. Treffend ist dafür der Uhu als Repräsentant gewählt: der lichtscheue Nachtvogel mit seinem gelblich-grauen Kleide, welches ihn dem Neidhart so ähnlich macht, sitzt den Tag über philosophierend in seinem Versteck, ohne Geselligkeit, ohne freundliche Eigenschaften, die ihn dem Menschen angenehm machen könnten, und denkt nur an sich selbst. Für Poesie hat der Uhu keinen Sinn, weil ihm alle höheren, geistigen Ideale fehlen. Darum ruft er dem Dichter zu:

„Laß das Leiern, laß das Klimpern,
O es schafft dir wenig Holdes;
Bessres Klingen, bestes Klingen
Scheint das Klingen mir des Goldes.“ (6, 1.) .

Der krasseste Materialismus ersetzt alles höhere, geistige Leben:

. . „Die eigne Haut zu pflegen,
Ist vor allem mir das Erste.“ (6, 2.)

Doch mag er diese gemeine Denkweise nicht in ihrer ganzen Roheit aussprechen und aufstellen; sie würde allzu abstoßend erscheinen, und jeder einigermaßen denkende Mensch müßte sich mit Abscheu wegwenden. Deshalb muß diese niedrige Gesinnung in den philosophischen Mantel der Utilitätstheorie gehüllt, die gemeine Selbstsucht muß in das ästhetische Gewand einer philosophischen Doktrin gekleidet werden, damit der Unbefangene sich bethören lasse und sich einreden könne, trotz seines materialistischen Unglaubens gehöre er doch zu den vernünftig denkenden Menschen. Nur muß er blindlings annehmen, was der Uhu in cynischer Weise vorbringt:

. . . . „Bestes Klingen,
Scheint das Klingen mir des Goldes.
. . . .
Bau' im Garten deine Rüben,
Bau' im Felde deine Gerste!

All den Wust papierner Träume,
Grubenschätze, die vermodern,
Daß sie endlich nützlich werden,
Unterm Kessel laß sie lodern!

Nur das Einmaleins soll gelten,
Hebel, Walze, Rad und Hammer;
Alles andre, öder Plunder,
Flackre in der Feuerkammer.“ (6, 1—6.)

Triumphierend zeigt der Uhu hin auf die Errungenschaften der modernen Zeit auf dem Gebiet der Industrie und der Wissenschaften; und nicht mit Unrecht. Aber diese haben eben in der materialistischen Utilitätstheorie ihren tieferen Ursprung, und die Selbstvergötterung des Menschen, welche der Utilitätstheorie zu Grunde liegt, hat dazu die Anregung gegeben. „Das materielle Wohl ist des Menschen höchstes, einziges Ziel“, das ist des modernen Zeitgeistes Devise. Er ist konsequent im Dienst und im Interesse dieses materiellen Wohles thätig gewesen: all die großen Errungenschaften unsers aufgeklärten Jahrhunderts fördern einstweilen beinahe ausschließlich das materielle Wohl des Menschen. Vom Erfolge berauscht, erstaunt

über seine eigene Größe, schloß sich der zum Stolz geneigte Mensch in sich ab; er genügt sich selbst, und das Bedürfnis nach geistigen Idealen ist geschwunden vor den außerordentlichen, nie geahnten Resultaten des materiellen Fortschrittes, welche dem oberflächlichen Geiste vollkommene Selbstbefriedigung gebracht haben. Und so ist dem Uhu jeder Idealismus Thorheit, und der Realismus allein, der reine Naturalismus ist des Menschen Thätigkeitsgebiet und Lebenszweck: das materielle Wohl ist sein einziges Ziel. Darum wiederholt denn auch der Uhu im Hinblick auf die weitverbreitete Annahme seiner Doktrin:

„Laß das Klimpern, laß das Leiern;
Wer erfreut sich solches Schalles?
Beßres Klingen, bestes Klingen
Ist das Klingen des Metalles." (7, 2.)

Rüben und Gerste sind schätzenswerter als alle Poesie, als die großartigsten „idealen Träumereien". In hochtrabenden Phrasen, die wir von den Organen des modernen Zeitgeistes schon in allen Tonarten gehört haben, preist der Uhu die Industrie als den größten Fortschritt der Zeit: sie wird hingestellt als die Erlöserin der Menschheit; und wenn einst alle Völker und Stämme der Segnungen dieser Erlöserin werden teilhaftig geworden sein, dann ist die Erlösung des Menschengeschlechtes vollendet; daher nur eines mehr zu thun übrig bleibt: „der Welt zerrissene Stämme hastig durcheinanderzumischen", damit alle an diesem materiellen Fortschritt teilnehmen, alle dieselbe Stufe materiellen Wohles erreichen. Alles wird nivelliert; vollständige Gleichheit bei schrankenloser Freiheit kennzeichnen den Augenblick, wo der Menschheit Ziel erreicht und die höchste Bestimmung und Vollendung erlangt ist:

. . „Das große Ziel der großen
Zukunft ist die Einerleiheit,
Schrankenloseste Bewegung
Ist die wahre Völkerfreiheit." (7, 1.)

Freiheit und Gleichheit! war die Losung, mit welcher die moderne Ära begonnen wurde; Freiheit und Gleichheit! ist die Parole, an welcher der moderne Fortschritt seine Jünger und Adepten erkennt.

Doch der Dichter hat den Uhu durchschaut. Nicht das Wohl der Menschen ist sein eigentlicher Zweck, sondern die

Vernichtung aller höheren Bestrebungen, die über diese Zeitlichkeit hinausgehen. Wie fein der Plan angelegt ist, das können wir aus den Einwürfen ersehen, die der Uhu gegen die Dichtung erhebt: er greift nicht den christlichen Charakter derselben an, sondern die Poesie überhaupt, indem er sie als nutzlos, als „öden Plunder“ darstellt. Es wird nicht mehr offen gegen Glauben und Religion gekämpft, sondern der materialistische Unglaube will dem Menschen mit Hilfe des großen Fortschrittes Befriedigung in der Materie, im Stoff, in der Natur bieten; gelingt es, den Menschen aller Ideale zu entwöhnen, ihn von allem idealen Streben fern zu halten, ihn ganz auf das Materielle zu beschränken, daß er darin aufgeht, so ist indirekt jeder positive Glaube und besonders das Christentum hinfällig, weil ihm aller Boden unter den Füßen entzogen ist. Da nun die Poesie ebenfalls zu den idealen Gütern der Menschheit gehört, so muß folgerichtig, um das höchste der idealen Güter des Menschen, die wahre Religion nämlich, zu vernichten, auch die Poesie überhaupt als Thorheit dargestellt werden; und das thut eben der Uhu. Aber der Dichter hat begriffen, daß das Ziel der Angriffe gegen die Poesie tiefer, verborgener liegt, und wenn er auch seine Muse gegen den Uhu verteidigt, so kehrt er seine Waffen doch vorzugsweise gegen den Unglauben und den Materialismus des Zeitgeistes, der die verborgene Triebfeder bei diesen Angriffen bildet; er stellt ihn in seiner ganzen Häßlichkeit öffentlich an den Pranger, indem er denselben in seinem inneren Wesen und System analysiert und dessen geheime Bestrebungen schonungslos aufdeckt.

Der Materialismus ist wesentlich Unglaube, religiöser Skepticismus und vollständiger Atheismus. Es kann zwar der Einzelne, wenn er dem materialistischen Zeitgeist huldigt, vor den Folgen erschrecken und auf halbem Wege stehen bleiben; aber konsequent und logisch muß der Materialismus im Atheismus endigen. Dies spricht der Dichter mit klaren Worten aus, indem er dem Uhu antwortet:

„Gelber Neidhart, alter Uhu,
Wohl versteh' ich deine Meinung;
Bist du doch der seelenfrohen
Gotterlösten Welt Verneinung!“ (7, 3.)

Unglaube und Atheismus sind das Dogma des materiellen Zeitgeistes: Kampf gegen Gott und Christentum und Vernichtung alles religiösen Glaubens sind sein einziges, manchmal unbewußtes, aber notwendiges Ziel, und alle wohltönenden Reden über Wissenschaft und Fortschritt, über Industrie und materielles Wohl, über Philanthropie und Humanität sind eben nur Phrasen, ein Deckmantel, um die wirkliche Gesinnung zu verbergen und Unbefangene zu bethören. Wenn es überhaupt wahr ist, daß jeder Mensch, auch der geistig hervorragendste, in gewissen Beziehungen ein Kind seiner Zeit ist, die ihm, auch ohne daß er es weiß, ihren Stempel auf die Stirne drückt, so gilt dies vorzüglich von den Vertretern der modernen Wissenschaft: sie sind Kinder ihrer Zeit. Alles führen sie auf die Wissenschaft zurück. Der Prüfstein für alles Wahre ist die wissenschaftliche Analyse, und was sich dem Seciermesser, dem Mikroskop und der chemischen Analyse entzieht, das existiert nicht. Mögen sie darum auch für sich vielleicht überzeugt sein, im Interesse und im Dienste der Wahrheit zu arbeiten, das notwendige Resultat ist Unglaube und Atheismus, weil keine Analyse das Geistige erreicht. Dies drückt der Dichter aus, indem er dem Uhu zuruft:

„O du möchtest sie (die Welt) im Mörser
Erst zerstäuben und zerreiben,
Um in Tiegel und Retorte
Dann den Geist ihr auszutreiben;

O du würfst sie in die Arme
Gern dem Moloch unsrer Tage,
Daß sie ganz in Rauch zergehe
Nach Sibyllenwort und Sage.“ (7, 4 u. 5.)

Unglaube und Atheismus sind also das Dogma des modernen Zeitgeistes. Welches die diesem Dogma entsprechende Moral sei, entwickelt der Dichter im XI. Gesang; sie resumiert sich in zwei Wörtern: Charakterlosigkeit und Selbstsucht. — Das Urteil ist scharf, aber gerecht.

Einsam grollend sitzt „Minervas kluger Vogel, er, das Tier, das denkt und grübelt“, in dunkler Felsenritze. Da kommt Elmar, der Verbannte, vorübergeritten, bleich und abgehärmt. Der Anblick des idealen Schwärmers erregt des materialistischen Philosophen Galle; denn solche haßt er am

meisten. Bei einem Menschen edle Gesinnung voraussetzen und anerkennen! Eitele Schwärmerei. Überhaupt nach Grundsätzen handeln! Thorheit.

„Weise ist es, beide Augen
Auf das Förderſame lenken,
Und in kluger Selbstverleugnung
Denken, was die Starken denken.“ (160, 3.)

Recht ist „gewaltiger Wille“, vulgo Faustrecht. Und die Freiheit?

„Freiheit ist die schöne Stimmung,
Mit Behagen, mit Vergnügen
In Verzicht auf eignen Willen
Fremdem Willen sich zu fügen.

Denn gemächlich und ersprießlich
Ist's, im Troß der Macht zu laufen,
Immer nur durch offne Thore,
Immer mit dem großen Haufen.“ (160, 5 u. 6.)

Kann man die Charakterlosigkeit und den Servilismus drastischer schildern? — Und was ist Nächstenliebe? Dienst für andre? Das ist Raserei, die der Uhu kaum fassen kann. Denn je mehr sich die andern rupfen, desto mehr Federn bekommt er für sein Nest. Darum schürt er den Zorn bei den andern und begrüßt den Neid mit schlecht verhehlter Schadenfreude:

„Neid, du bist ein holder Knabe,
Zorn, du bist ein süßer Junge;
Neid, du hast so fromme Augen,
Zorn, du hast so sanfte Zunge!“ (161, 3.)

Übrigens glaubt er an keine Tugend; der Vorteil allein bestimmt das Handeln der Menschen, und die Tugend ist ein eitler Vorwand; einer ist des andern Büttel:

„Übergütet euch in Güte,
Liebt und lobt euch gegenseitig:
Morgen macht ihr euch, ihr Frommen,
Selbst das Recht zu atmen streitig.“ (162, 6.)

Die Philanthropie, die Nächstenliebe ist bloß humaner Liebesdusel. Eines nur ist wirklich und reell: „der Hunger und des Leibes bewußte Pflegung“. Fehlt es an dieser, so geht der Uhu nachbarlich zu Gaste, frech und frei:

. . . „Ein dummer Gimpel
Lebt und stirbt auf seinem Aste.“ (163, 2.)

Ihm ist's einerlei, zu wem er kommt. Ihm ist es überhaupt überall recht, wo er findet; was er braucht, um den Leib zu befriedigen. Ein Vaterland zu haben, dasselbe gar zu lieben, scheint ihm lächerlich:

„Vaterland? die dümmste Liebe
Ist, ein Vaterland zu lieben.“ (163, 2.)

Weil Elmar es geliebt, wurde er verbannt. Die Uhusche Moral also beweist sich als die beste, und der Uhu läßt keinen Zweifel gegen dieselbe gelten:

„Was wir thun, das ist das Wahre,
Und ihr sollt uns nicht bezichten;
Will's mit der Moral nicht stimmen,
Müßt ihr die Moral berichten.“ (162, 3.)

Und selbstgefällig, selbstzufrieden bohrt der Uhu wieder die Schnabelspitze ins Brustgefieder. — Kann man den Egoismus und die niedrige Selbstsucht greller darstellen?

Doch der Uhu hat sich verrechnet: der ideale Schwärmer, den er so sehr haßt, kehrt triumphierend aus der Verbannung zurück. Das wurmt ihn, den stolzen Weltweisen; er birgt sich in seiner dunklen Felsenritze, struppig wie ein Dornbusch und verdrießlich böser Laune. Nun wird er cynisch und spricht seinen Atheismus unumwunden aus:

. . . . „Christ und Heide,
Gottesknechte, Götterknechte,
Blöde Thoren sind sie beide!“ (347, 1.)

Der Sklavenkönig, welcher Rom erzittern gemacht, er verdient als Befreier der Menschheit gepriesen zu werden.

„Spartakus, mit Lorbeerreisern
Sei dein Denkerhaupt umwoben;
Deine Freiheitsbotschaft lautet:
„„Keine Götter sind dort oben!““ (347, 1.)

Für ihn, den Uhu, Oberuhu, ist jede religiöse Überzeugung Ballast, „Sand im Sack“.

„Glauben? Wahn und blaue Dinge!
Ich, der Uhu, glaub' ausschließlich
An mich selbst; die Selbstverehrung
Deucht mir weise, weil ersprießlich.“ (348, 1.)

Damit ist die Selbstvergötterung ausgesprochen, und nun lautet

der oberste Grundsatz seiner Moral nicht mehr einfach auf den Vorteil, sondern auf den sinnlichen Genuß:

„Allererst ein lustig Leben,
Wie er sterbe, sehe jeder. (347, 6.)
. . . .
Jene Welt ist für die Katze,
Diese Welt gehört der Eule.“ (349, 5.)

Schon sieht er in stolzem Selbstgefühl die große Zeit kommen, wo auf der ganzen Erde seine Lehre allein herrschen wird. Mit den Essen und Schlöten der Industrie verbreitet sich der Materialismus und sein Gefolge, Unglaube und Atheismus; dann erheben die düsteren Zweifelshelden des Skepticismus ihr Haupt; die Menschheit ohne religiösen Glauben gebiert den Nihilismus und die rote Internationale; die Revolution, die Anarchie wird an der Tagesordnung sein und mit Feuer und Schwert auf den Trümmern der Throne und Altäre ihre blutige Herrschaft aufrichten.

„Ich, der Uhu, Oberuhu,
Ich, der Denker, seh' die Zeichen
Großer Zeit, wo meine Lehre
Siegt und herrscht in allen Reichen.

Wenn erst meine Essen schwelen,
Wenn erst meine Schlöte rauchen,
Wald an Wald, und Erd' und Himmel
Rings in Dampf und Brodem tauchen;

Wenn erst meine Mühlen mahlen,
Meine Hämmer, wenn sie hämmern,
Wird die Götterdämmrung kommen
Und das Göttliche verdämmern.

Glauben ist das Kind der Feigheit;
Doch beherztere Geschlechter,
Düstre Zweifelshelden, werben
Um des Teufels stolze Töchter.

Glück zur Brut! Die Kreuzzerbrecher
Brechen auch die Königskronen,
Und der Rauch verkohlter Tempel
Wirbelt auf verbrannten Thronen.“ (348, 2—6 incl.)

Eine erschütternde Prophezeiung! Aber wer erkennt nicht in diesen Tönen die entsetzliche Sprache der Geheimbünde und die Beschlüsse der Nihilisten gegen Kirche und Staat: „Raubt

dem Volke allen Glauben, so wird es bald alle bestehende Ordnung einreißen, und die große Lehre findet das Feld bereitet, wo sie endgültig und definitiv Wurzeln schlagen und sich festsetzen kann.“ Mag auch die Welt in Trümmer sinken: wenn nur alle Religion im Atheismus, alles Höhere und Ideale im Materialismus versinkt und begraben wird, dann ist der Uhu befriedigt, seine große Lehre hat triumphiert.

Wahrlich, ein erschreckendes Bild entwirft der Dichter von dem modernen Zeitgeist; aber wem springt nicht die Wahrheit der einzelnen Züge sofort in die Augen? Jeder denkende Mensch muß ihm recht geben und mit Grauen der Zukunft entgegensehen, wenn es dem Christentum nicht noch einmal gelingt, wie das römische und das germanische, so auch das moderne Heidentum glorreich zu besiegen. Der Dichter hat nicht übertrieben; seine nur zu wahre, kraftvolle Schilderung des modernen Zeitgeistes unter der Gestalt des Uhus beweist seine Meisterschaft als Poet und seine aufmerksame Beobachtung als Denker; aber indem er den Triumph des Christentums über die heidnischen Sachsen besingt, ist sein Gedicht selbst wie eine sichere Prophezeiung, eine Garantie, daß auch dieses moderne Heidentum unterliegen wird.

Der Uhu sieht allerdings der Zukunft mit großer Zuversicht entgegen; aber zweimal schon hat er sich verrechnet: seine Erwartungen sind getäuscht worden in Bezug auf Elmar, den verhaßten Schwärmer; sie wurden getäuscht in Bezug auf den Dichter, dessen Gesang ihm nicht behagen wollte, und der triumphierend schließt:

„Und nun ist mein Lied zu Ende,
Und ich hab' es doch gesungen,
Alter Uhu, dir zum Trotze,
Dir und deinen Lästerungen.“ (359, 1.)

Soll der Uhu sich in seiner Prophezeiung nicht auch getäuscht haben? Der Dichter hegt keinen Zweifel daran, denn das Gute muß und wird endgültig doch siegen. Und so erfüllen uns die herrlichen Worte, die er in den Mund des Priors legt, mit froher Zuversicht, mit freudiger Hoffnung:

„Stärkre stößt der Fuß des Stärksten,
Und die Stärksten sind Geschirre
Eines, der ob allen waltend,
Überschaut das Weltgewirre;

Eines, der in ehrnen Händen
Hält die Wage, Recht zu wägen,
Der die Scepter knickt wie Ruten,
Und wie Stroh das Schwert der Degen.

All die Riesen sind nur Zwerge,
All die Herrn nur arme Knechte;
Ob sie gleich den Frevel wollen,
Fördern müssen sie das Rechte;

Dienen müssen sie der Ordnung,
Ob sie gleich das Wüste treiben,
Denn unsterblich ist das Gute,
Und der Sieg muß Gottes bleiben."

(227, 2—5.)

Das Wunderbare in Dreizehnlinden.

In Dreizehnlinden tritt uns das Heidentum in das Gewand des Wunderbaren gehüllt entgegen, während das Christentum auf seine gewöhnliche Erscheinung beschränkt bleibt: von der höheren Welt und ihrem Wunderbaren, auf welche die christliche Lehre beständig hinweist, finden wir keine Manifestation. Sollte man nicht erwartet haben, der christliche Dichter, der den Sieg des Christentums besingen will, würde als unumgänglich erachtet haben, dieses für die christliche Epik so ergiebige Feld, wie das in Dantes, Tassos, Miltons, Klopstocks und anderer Dichtungen der Fall ist, wenigstens einigermaßen zu verwerten, um einerseits dem Christentum seinen vollen Glanz zu verleihen, indem die Herrlichkeiten der triumphierenden Kirche sich vor unsern überraschten Blicken würden offenbart haben, andererseits den Triumph der christlichen Lehre dadurch zu erleichtern und zu sichern? Warum läßt der Dichter vielmehr das Heidentum von einem höheren Nimbus umgeben erscheinen, indem er die alten Götter vorführt, wie sie im Glauben des Volkes leben, und besonders indem er lebendige Gestalten auftreten läßt, die uns imponieren und als höhere Wesen erscheinen, wie dies bei Eggi und am meisten bei der Drude der Fall ist? —

Des Dichters Verfahren läßt sich durch die triftigsten Gründe rechtfertigen. Zuerst mußte das Heidentum, welches vom Christentum aus seiner Stellung verdrängt wird, in seiner ganzen Kraft dargestellt werden, in seiner Ausdehnung, die es im Götterglauben seiner Lehre erhalten hatte; es mußte dargethan werden, was das Volk glaubte, wie fest es an seinem Glauben hing, wie der Götterglaube Volksglaube geworden,

bis zu welchem Maß das Volk von diesem Götterglauben durchdrungen und dieser mit dem Leben des Volkes verwachsen war. Wahn und Aberglaube konnten nicht verfehlen, das Wunderbare zu vermehren, so daß bis in die gewöhnlichsten Vorkommnisse sich der Einfluß einer höheren Welt geltend macht und auch erkannt wird. Daher denn auch die Zähigkeit, mit welcher sogar die schon Bekehrten noch an heidnischen Ansichten und heidnischen Gebräuchen festhalten. Badurad verweist dem alten Meier von Bodinkthorpe seinen Glauben an den Bilwißreiter. Doch Isenhard läßt sich nicht beirren und erwidert achselzuckend:

„Freilich sind wir Christenleute,
Doch es läßt sich nicht verreden,
Daß der Bilwißreiter reite." (81, 1.)

In ihrer launigen Weise drückt Aiga diesen Gedanken aus, wenn sie Gerd, dem Großknecht, der mit dem Kopf in einen Wasserzuber gestürzt war, zuruft:

„Niese nicht, was kann dir's frommen?
Keiner darf „Christ helfe!" sagen;
Bist du doch ein halber Heide,
Nur getauft bis an den Kragen." (99, 6.)

Besonders bemerkenswert in dieser Hinsicht ist die Abendunterhaltung des Hausgesindes, wie der Dichter sie schildert in dem Gesang „Beim Weben und Nähen". Allerdings ist das Volk zu allen Zeiten geneigt zu solchem Aberglauben, und abergläubische Erzählungen leben auch heute noch in ihm beständig fort. Aber diese stammen eben vielfältig aus heidnischer Zeit und heidnischem Wahn, und man kann sagen, daß sie mit dem Heidentum gewissermaßen notwendig verbunden sind und aus demselben hervorwachsen, da nach diesem Glauben Himmel und Erde und Luft und Wasser von einer Menge geisterhafter Wesen, die von einander ganz unabhängig sind, bewohnt und beherrscht werden. Jedenfalls mußte der Dichter das Heidentum in seiner ganzen Macht und Fülle und Ausdehnung schildern, damit klar würde, mit welchen Schwierigkeiten das Christentum zu ringen hatte, um den Sieg davon zu tragen. Daher diese weitläufigere Darstellung der wunderbaren Seite des Heidentums.

Doch wäre diese mehr theoretische Schilderung von dem

Glauben der heidnischen Sachsen nicht konkret genug gewesen; dieser Glaube, als das geistige Festhalten an der Götterlehre und den Geistergeschichten, konnte leicht als die Privatansicht der einzelnen Menschen erscheinen, die durch eine ruhige Belehrung sich ändern ließ. Wir geben dies zu, obschon der Dichter gut dargethan hat, wie der Heidenglaube bei dem gesamten Volke in Fleisch und Blut saß. Aber wie imposant mußte das Heidentum erscheinen, wenn noch äußerlich greifbare Thatsachen, die offenbar in den Bereich des Wunderbaren gehören, dasselbe über das Alltägliche des gewöhnlichen Menschenlebens hinaus erheben und ihm eine höhere Bestätigung geben, eine Bestätigung, die eben aus dieser Götter- und Geisterwelt stammt und so die Existenz derselben und den Glauben an dieselbe verbürgt und befestigt! Haben ja selbst die christlichen Mönche den wunderbaren Charakter und die wunderbaren Eigenschaften der Drude nicht verkennen können. Durch die Drude bekam der Glaube an die Götter die feste Grundlage der unwiderleglichen Thatsachen, durch Eggi wurde die Geisterwelt in den Augen des Volkes zur Wirklichkeit, zur Realität. So stand das Heidentum da als Macht, festgewurzelt im Glauben des Volkes und bestätigt und gestützt durch Thatsachen, durch Manifestation seiner höheren Geisterwelt. Siegt das Christentum dennoch, so ist sein Triumph nicht einfach Menschensache, sondern in letzter Instanz göttliche That.

Auf der anderen Seite unterläßt es der Dichter, das Christentum durch das Wunderbare zu erhöhen. Er spricht in den Lehrsprüchen des Priors kurz und bündig über die großen Geheimnisse des christlichen Glaubens, die dessen Grundlage bilden und allerdings an sich wunderbar sind; aber von wunderbarem Nimbus ist beim Christentum keine Spur. Dadurch mußte wiederum der Kampf mit dem Heidentum als ungleich erscheinen, und folgerichtig der Sieg über dasselbe sich um so wunderbarer darstellen.

Der Dichter führt seine Idee konsequent durch, und seine Auffassung rechtfertigt sich vollkommen. Es war ja die innere, überzeugende Kraft der Wahrheit, welche zum Durchbruch kommen und das Heidentum überwinden sollte. Da waren demgemäß die Wunder weniger am Platz, weil dann Gefahr vorhanden gewesen wäre, daß das Volk mehr dem äußeren

Eindruck als der inneren Überzeugung der Wahrheit würde gefolgt sein. Übrigens waren Wunder auch aus einem anderen Grunde unnötig: wenn auch gewöhnlich die ersten Glaubensboten bei den heidnischen Stämmen durch Wunder eingeführt, accreditiert und als göttliche Sendboten gleichsam legalisiert wurden, so war jetzt deren Mitwirkung überflüssig, weil das Christentum schon lange bekannt und eingeführt war. Den Einwurf, daß der Sieg der christlichen Lehre der Gewalt zu verdanken sei, welche die Franken anwandten, um durch die Bekehrung die Unterjochung zu vollenden, haben wir schon widerlegt. Der Sachsentrotz ließ sich durch Gewalt nicht beugen; die Religion der Milde und Liebe konnte bei diesem Volk auch nicht durch schlechtere Mittel eingeführt werden, als durch die Tyrannei der verhaßten Franken, und es hätte die Gewalt an und für sich der aufrichtigen Bekehrung keinen Vorschub leisten können. Bei den trotzigen Sachsen konnte nur Überzeugung die Bekehrung zum Christentum bewirken, wie Rab dies auch ausspricht, wenn er von Elmar sagt:

. . . . „Neigt' er sich der Taufe,
War's die freie That des Freien. (329, 2.)
Bog der Falk die stolze Stirne,
War's, um sich vor Gott zu beugen.“ (329, 3.)

Wo der Dichter also das Wunderbare anwendet, da geschieht es zu Gunsten des Heidentums, und zwar vorzüglich in den zwei Vertretern desselben, in Eggi und in der Drude.

Aber mutet uns der Dichter nicht allzuviel zu, indem er die beiden Personen in dieser Weise auftreten läßt? Wir begreifen seine Beweggründe in dieser Hinsicht ganz gut und geben sie gerne zu; aber ist dieses Auftreten wenigstens wahrscheinlich? Wenn dieses nicht der Fall wäre, so könnte nur eine störende Wirkung die Folge davon sein. Untersuchen wir diesen Punkt etwas genauer, um zu sehen, in wie fern der Dichter recht gethan hat.

Nach des Dichters Auffassung tritt in Eggis Charakter nicht gerade das Imposante des Wunderbaren hervor; bei ihm liegt das Wunderbare weniger in seinem Handeln als in der Thatsache seiner Herkunft, in seiner Abstammung von der Geisterfamilie. Sein Auftreten verläuft der Koboldsnatur gemäß, die er aus dem Geisterreich mitgebracht hat; ist dies

auch sehr auffallend, wunderbar kann es nicht genannt werden. Sein Erscheinen in der Dichtung ist durch den Vorgang aller Dichter berechtigt, die uns die deutschen Heldensagen der Vorzeit erzählen und Nixen, Zwerge, Elfen und Riesen auftreten lassen. Übrigens nicht nur bei den alten Germanen, sondern auch bei den Griechen und Römern, ja bei allen Völkern leben im Munde des Volkes, dessen Organ eben der Dichter ist, ähnliche Sagen und Erzählungen, wo Nymphen und Feien und Wald- und Flußgötter erscheinen, sogar in das Leben der Menschen eingreifen und sich an demselben beteiligen; denken wir nur an den Schwanenritter, Fouqués Undine, Siegfrieds Melusine und selbst Brunhilde im Nibelungenlied. Der Dichter überschreitet also die Vorschriften der epischen Dichtung keineswegs, indem er ein Wesen wie Eggi unter die Zahl der handelnden Personen aufnimmt, um durch ihn das Heidentum nach seiner wunderbaren Seite darzustellen.

Bei der Drude liegt die Sache anders. Sie ist wirklich ein Menschenkind, und doch erscheint sie so erhaben und wunderbar, daß sie das Heidentum in durchaus imposanter Weise repräsentiert. Durch eine solche Trägerin wird das Heidentum um so mehr erhoben und poetisch verklärt, als auf seiten des Christentums keine Gestalt ihr gleich wunderbar gegenüber steht und, wie sie, das Wissen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vereinigt. Christen und Heiden suchen sie auf und verehren ihre Autorität; die Mönche selbst hegen vor der heilkundigen Waldfrau solche Achtung, daß sie deren Hilfe für Elmar erbitten. In wie fern ist nun diese Gestalt objektiv wahr und historisch begründet? Was berechtigte den Dichter dazu, der Drude einen so wunderbaren Charakter zu verleihen?

Zunächst berichtet die Geschichte, daß es unter den Priesterinnen der alten Germanen wirklich solche wunderbaren Erscheinungen gab. Als Drusus, des Augustus Stiefsohn, an der Elbe stand, um gegen die Cherusker zu ziehen, da trat eine Alrune, ein Weib von mehr denn menschlicher Größe, ihm entgegen mit den Worten: „Wohin, unersättlicher Drusus, drängst du? Dir ist nicht alles zu schauen beschieden; wende dich weg von hier, denn nahe steht das Ziel deiner Thaten und deines Lebens!“ Dreißig Tage darauf war Drusus tot

infolge eines Sturzes vom Pferde.[1] Tacitus erzählt von einer Seherin Veleda, einer Jungfrau aus dem Stamme der Brukterer, deren Befehle weit und breit befolgt wurden. Übrigens berichtet die Geschichte des Heidentums zu allen Zeiten wunderbare Thatsachen. Manche derselben können durch natürliche Kräfte erklärt werden und erscheinen deshalb nur der ungebildeten Menge als Wunder. Dahin gehören zum großen Teile, wenn nicht ganz, die außerordentlichen Dinge, welche von den indischen Büßern, den Fakiren, erzählt werden und bei denen Magnetismus und Hypnotismus eine große Rolle spielen. Auch die Wunder der ägyptischen Zauberer in der Bibel sind wohl von dieser Art. Doch giebt es im Heidentum auch Thatsachen, die auf natürliche Art allein nicht erklärt werden können. Denken wir nur an die Orakel des Altertums, an die griechischen und römischen Sibyllen, an die Nekromantie. Täuschung und Betrug mögen das Ihrige dabei gethan haben; dennoch bleibt manches natürlich unerklärlich und muß als wunderbar angesehen werden. Es beruht dies ganz einfach auf der Thatsache, daß das Heidentum, wie der Irrtum überhaupt, das Reich und die Herrschaft der von Gott abgefallenen Engel auf Erden bildet und darstellt. Gottes Zulassung kann den bösen Geistern eben auch wunderbare, für ihre höheren Kräfte natürliche Manifestationen bewilligen, welche die Theologen Teufelswunder nennen. Es ist ja klar, daß das Heidentum als religiöse, gläubig angenommene Lehre sich nicht so lange würde erhalten haben noch jetzt erhalten könnte, wenn sich nicht neben den Betrügereien der heidnischen Priester und Götzendiener auch übermenschliche, wunderbar scheinende Kräfte thätig erwiesen hätten und noch erwiesen, die den einfachen Naturmenschen und sogar die Gebildeteren durch den Eindruck des Wunderbaren wie in einem Banne gefangen halten und den zweifelnden Geist überzeugen.

Diese von der Bibel und der Geschichte beglaubigten Thatsachen dienten dem Dichter als reale Grundlage, um ein höchst poetisches Wesen zu schaffen, das zum Interesse, zur Vollendung der Dichtung mächtig beiträgt. Eben durch dieses Wesen wird der Kontrast scharf und in seiner vollen Wirkung fühlbar:

---

[1] Weiß, Geschichte. Christliche Zeit, I, S. C.

das Heidentum so unruhig, so außergewöhnlich, so übermenschlich; das Christentum so ruhig, so einfach, so natürlich, und doch so überzeugungsmächtig, daß es siegreich aus dem Kampf hervorgeht. Dieser Sieg ist wunderbar: da zeigt sich so recht die göttliche Kraft, die mit unscheinbaren Mitteln so Wundersames wirkt gegenüber dem anspruchsvoll leidenschaftlichen Auftreten der finsteren Mächte, und die wunderbar erhabene Drude wird zum Piedestal, auf welchem sich das Christentum in seiner stillen Größe herrlich erhebt.

Naturpoesie in Dreizehnlinden.

Das Leben der Natur wird in Dreizehnlinden in trefflichen Bildern und Vergleichen bald zur Verschönerung, bald zur Erläuterung beständig in die Entwickelung der Handlung eingewoben. Der Dichter offenbart hierin eine ebenso feine Beobachtungsgabe als große Liebe für die Natur. Schon sein erstes Wort kennzeichnet den Naturfreund:

> Wonnig ist's, in Frühlingstagen
> Nach dem Wanderstab zu greifen
> Und, den Blumenstrauß am Hute,
> Gottes Garten zu durchschweifen. (1, 1.)

Ganz wie von selbst fließt die Naturschilderung in die Darstellung ein, und es giebt kaum eine Seite, welche nicht durch einen Hinweis auf die umgebende Natur ein Bild vorzauberte, durch dessen Hilfe alles, was der Dichter erzählt, sofort vor unserm Geiste anschaulich erscheint und Leben und Gefühl annimmt. Es giebt vielleicht keinen stärkeren Beweis für des Dichters lebendige Darstellungsweise als diese leichte, sinnige Auffassung, mit welcher er die Beziehungen zwischen den Ereignissen der Handlung, der Lage der einzelnen Personen und den Vorgängen und Verhältnissen in der Natur so reichlich und so richtig herauszufinden und zu verwerten weiß. Diese besondere Art von Naturschilderungen im Zusammenhang mit der Handlung sind recht eigentlich **Naturstimmungsbilder**, wie Keiter sie nennt, indem sie nämlich mit der jeweiligen Stimmung der handelnden Personen so wie auch des Lesers selbst treffend harmonieren. Und ob diese Stimmungsbilder auch sehr reichlich eingestreut sind, wir empfinden nirgends das Gefühl, als thue der Dichter hierin zu viel, oder als habe er diese Naturschilderungen mit Gewalt

hereingezogen. Als die Mönche ins Land ziehen und ihr Kloster bauen, ist es Frühling, und alles erwacht zu neuem Leben; auch für die starre Winternacht des Heidentums ist endlich mit den christlichen Glaubensboten der erlösende Frühling gekommen. Welch sinnige Beziehung zwischen Natur und Handlung! Elmar sitzt nach der Mutter Tod rat- und thatlos in dem großen, verödeten Saal des ehemals so belebten Falkensitzes, und öde und traurig sieht es in seiner Seele aus; ist da nicht die unübertreffliche Schilderung der Herbstlandschaft draußen wiederum das getreue Bild der Stimmung Elmars? Die absterbende Natur im Herbst geleitet den geächteten Falken auch in die Verbannung. Hildegunde will ihn ein letztes Mal grüßen, heimlich, hinter den Bäumen des Waldes versteckt; naßkalt tröpfelt es von den Zweigen, wie Thränen fallen die Tropfen auf ihr weißes Kleid; die Natur scheint mit der Armen zu weinen und zu trauern. Und wenn bald darauf ein Kreuz im Wald errichtet wird zum Andenken an den, welcher dort meuchlerisch verwundet worden, und wir an die jugendliche Trauergestalt denken, die sich stumm und still abhärmt, ohne ein Wort zu klagen, wie angenehm berührt uns da die Teilnahme der Natur an diesem tiefen Weh!

Um die alte Donnereiche
Lag die Welt in düstrer Trauer;
Von dem Kreuz, der Dornenkrone
Tropft' es sacht wie Thränenschauer.

Und im Wald ein kleiner Vogel
Zirpte leise, leise Klagen:
„Harter Winter, trüber Winter,
Lange Nacht: — wann will es tagen?“ (198, 5 u. 6.)

Während Elmar mit dem Tode ringt, „Todesschatten um die Stirne, um die Wangen Leichenkühle“, da herrscht draußen der kalte Winter, und in grauen Wolken wirbelt und stiebt der Schnee, des Sturmes Spielgeselle; drinnen glimmt die trübe Lampe. Hat der Sachse aber nach unsäglichem Kampfe den Sieg davongetragen und feiert er, von innerer Wonne verklärt, den Triumph im Chor der Klosterkirche, angethan mit dem weißen Gewand der Neugetauften, wie stimmt da die herrlich prangende Frühlingsnatur ein in die Freudentöne, welche jetzt die Seele des Geächteten berauschen!

. . . . . . Ins Fenster
Nickten Blatt und Blütenflocken.
Und die warmen Sonnenlichter
Spielten um des Jünglings Locken:

Und der Fink im Garten lockte:
„O wie ist die Welt so sonnig,
Und das Wiegen und das Fliegen
In der Luft, wie ist es wonnig!“ (309, 2 u. 5.)

Es wird Sommer, und Elmar darf glücklich nach Bodinkthorpe zurückkehren. Die Natur in sommerlicher Stille atmet eine Ruhe und ein Wohlbehagen, das selbst den ernsten Abt so angenehm berührt, daß er sagt:

„Schattenkühle, Tempelstille,
Kaum ein Wispeln in den Zweigen,
Duft'ger Hauch aus Moos und Binsen,
Alles ist so hold und eigen.“ (350, 2.)

Bevor sie jedoch ankommen, ist der Graf gestorben; „der Tod ist durch die Halle geschritten“, und wir merken es an der umgebenden Natur, daß ein trauriges Ereignis stattgefunden:

Auf dem Hof zu Bodinkthorpe
Lastete ein dumpfes Schweigen;
Stumm der Wind und stumm der Vogel
In der Linde düstren Zweigen.
Nur der Röhrborn rauscht' und rauschte
Fort und fort und schäumt' und schäumte.
(353, 1 u. 2.)

Die Natur ist stumm und nachdenklich geworden, dumpf hinbrütend wie die Menschen, welche die Trauernachricht empfangen.

Die feine Beobachtungsgabe des Dichters zeigt sich des weiteren in vorzüglicher Weise bei der Einführung der Tierwelt in die Dichtung. Es war unbedingt eine poetische Idee, den jungen Weidmann, der sich so gern im Wald erging, um der Jagd obzuliegen, in intime Beziehungen zu den Bewohnern des Waldes zu setzen; sie mußten ihn kennen, so oft hatten sie Gelegenheit, ihn zu sehen, die einen zu ihrer Freude, die andern zu ihrem Schmerz. Zu Elmars Freunden gehören besonders die zahmeren Mitglieder der Vogelwelt, die mit dem Habichtshöfer nachbarlich zusammen wohnten. Sogar einzelne Bäume, die auch sonst in der Sage und der Kulturgeschichte eine hervorragende Rolle spielen, haben den Falken

kennen gelernt und nehmen teil an der geheimen Zwiesprache, die von allen Seiten flüstert, während der Geächtete durch den Wald in die Verbannung reitet.

Tiefer Wald! Von Stamm zu Stamme
Wob die Dämmrung graue Fäden,
Und die Bäume und die Tiere
Wechselten geheime Reden. (156, 4.)

Die plauderhafte Elster eröffnet die Unterhaltung; sie teilt die Neuigkeit mit, daß der vom Habichtshofe vorüber kommt; Hähnchen mit der roten Kehle macht als freier Vogel auf den Vogelfreien ein munteres Wortspiel; die starke Eiche giebt ihm die nützliche Lehre, nicht so ausschließlich auf seine Stärke zu vertrauen; der Dachs, der fromme Klausner, seufzt über die Ungerechtigkeit der Welt; der Bär hat Wikbert, seinen Öhmen, den Elmar erlegt hat, noch nicht vergessen; dem gefräßigen Wolf wäre er eine willkommene Beute; der listige Fuchs lacht über den Streit anderer; der prophetische Rabe, Wodans Ratgeber, weissagt ihm die Zukunft; die Eberesche, der Zauberbaum, möchte ihm eine ihrer Wünschelruten gönnen; die menschenliebende Amsel denkt noch dankbar an den Schutz, den sie auf dem Habichtshof genossen; der forschende Specht giebt Hoffnung auf baldige Heimkehr; die leise flüsternde Birke hat der Dichter nicht verstanden; der philosophische Uhu überläßt sich hochweisen Betrachtungen, die wir bereits kennen.

Beinahe ein Jahr verfließt, da kehrt der Geächtete aus der Verbannung zurück. Wiederum reitet er des Morgens in der Frühe durch den Wald; während die Dämmerung von Stamm zu Stamme graue Fäden webt, erheben sich zwischen den Waldbewohnern wieder geheime Reden, in denen sich aber heute ein heiterer, launiger Humor kundgiebt, in ergötzlichen Witzen und Wortspielen hervorsprudelnd, so daß Freude über des Falken Rückkehr alle bis auf einige zu erfüllen scheint. Die Krähe neckt den Raben, der Fuchs spottet über den frommen Dachs; aber der Bär sinnt auf Vergeltung, und der raubsüchtige Wolf wird scharf sarkastisch, da er seine blutgierige Selbstsucht beschönigen will:

„Iß und beiß' die Nebenesser,
Ist der Grundsatz, den ich übe;
Und ich lernt' ihn bei den Menschen,
Und dort heißt er Nächstenliebe." (345, 5.)

Zuletzt und zum letzten Male kommt auch der edle Uhu wieder an die Reihe, um als Oberuhu die geheimen Wechselreden zu schließen.

Das Naturgefühl des Dichters und seine Liebe zu Gottes Garten, wie er die Natur nennt, finden endlich noch ihren entsprechenden Ausdruck in den vielen prächtigen Schilderungen, die der Dichter eingestreut hat, ohne sie jedoch mit der Handlung in Beziehung zu bringen. Wie schön wird der Frühling im ersten Gesange gemalt! Weiße Wolken kennzeichnen den Frühlingshimmel, nachdem das einförmige, melancholische Grau des Winters verschwunden ist; die blauen Bäche spiegeln die freundliche Bläue wieder, welche wir so lange entbehrt haben. Und da überall neues Leben erwacht, wie Waldeshöhe und Wiesenfläche beweisen, so darf rührige Thätigkeit im Bilde nicht fehlen: das Mädchen bringt das im Winter gesponnene Linnen auf die Bleiche; die Amsel hat neue Lieder ersonnen, welche sie jetzt erschallen läßt; der muntere Hirtenbube und der heitere Köhlerknabe singen mit und erfüllen Wald und Flur mit frohen Klängen. Auch unser Herz fühlt sich bei dieser Schilderung unwiderstehlich von der allgemeinen Frühlingslust ergriffen und fortgerissen. Und wie der erste Gesang auf diese Weise herrlich eingeleitet wird, so finden wir wohl kaum einen der folgenden Gesänge, welcher nicht durch eine solche Naturschilderung belebt und verschönert wäre, bald am Anfang, bald am Schluß, bald an beiden Enden zugleich. Heben wir aus dem dritten Gesang die Beschreibung des Habichtshofes hervor, im Eingang des vierten Gesanges das Innere der Klosterkirche; im fünften Gesang zur Einleitung die Juninächte; im achten Gesang das Schweigen der Nacht, die Wohnung der Drude und das Bild der Waldfrau selbst; im neunten ist es der Abend als Einleitung; im vierzehnten der Wald im Spätherbst; im fünfzehnten der herrliche Winterwald im Sonnenglanz; endlich die sommerliche Natur im Eingang des vierundzwanzigsten Gesanges.

Auch einzelne Lieder Elmars und Hildegundens atmen den unwiderstehlichen Zauber dieser Naturpoesie, so aus den „Fieberträumen" der Wasserbrand (S 190); „Mondbeglänzt im stillen Walde", aus „Hildegundens Trauer" (S. 251), und „Im Gebirg ist eine Stelle", aus „Elmar im Klostergarten" (S. 268).

An diese Darstellung der Naturpoesie in Dreizehnlinden mögen sich noch einige kleinere und größere Scenenschilderungen anschließen, die allerdings mehr des Dichters genaue Beobachtung und seine plastische Gestaltungskraft beweisen, aber wegen angezogener Vergleiche und naturgetreuer Genremalerei hier auch berührt werden dürften. Citieren wir aus den „Fieberträumen" das Geisterschiff (S. 184); aus „Hildegundens Trauer": „Tritt der Händler in die Halle" (S. 256); „Nächten sah ich ihn im Traume" (S. 263); aus „Elmar im Klostergarten": „Früchte sucht der Knab' im Walde" (S. 266, 3 und ff.). Dann als größere Gemälde die Gesänge: Am Opferstein; Das Erntefest; In stiller Nacht (der Brand von Bodinkthorpe); Auf der Dingstätte; Der Landsturm; Beim Weben und Nähen. Wegen ihrer Wichtigkeit als Kulturbilder scheinen uns diese Gesänge noch eine besondere Aufmerksamkeit zu verdienen, die wir ihnen auch wollen zu teil werden lassen.

Kultur und Volksleben in Dreizehnlinden.

Mit wahrer Lust und Liebe hat der Dichter sein Volk und sein Land studiert, um sich in die Verhältnisse der Zeit einzuleben, in welche er seine Dichtung verlegt, und neben der Verherrlichung des Christentums war es ganz gewiß die Liebe zu seinem Volk und zu seinem engeren Vaterlande, welche den Dichter inspirierte. Man sieht wohl, daß seine eigene Wiege auf der roten Erde gestanden, daß die westfälische Heide der Lieblingsschauplatz seiner poetischen Jugendträume war, und daß schon der Knabe des Osnings starke Eichenwälder mit ihren ruhmvollen historischen Erinnerungen liebgewonnen hatte. Seine Landsleute sind ihm so ans Herz gewachsen, daß er seinen Helden Zug für Zug, bis zum „Träumer", ihnen nachbildet; ihnen bietet er „das Beste, was er hat", und freut sich in seiner liebenswürdigen Bescheidenheit, daß „auch des kleinern Mannes Gabe, gern gereicht, unverächtlich sei".

So muß es denn dem Dichter eine Freude gewesen sein, sich in die historischen Vorstudien zu versenken, die ihn mit dem sächsischen Altertum, mit Kultur und Geschichte, mit Sitten und Bräuchen seines Volkes zur damaligen Zeit bekannt machten. Den lokalen Charakter und die Eigentümlichkeit der Verhältnisse hat er infolgedessen äußerst lebendig aufgefaßt und in seiner Dichtung so anschaulich darzustellen gewußt, daß uns das Ganze, abgesehen vom modernen Uhu, wie eine getreue Abspiegelung des altsächsischen Kulturlebens erscheint und wir uns vollständig und ohne Mühe in die längstvergangenen Zeiten zurückversetzen und in ihnen zu leben glauben.

Schon die Namen der Ortschaften und Personen sind treffend gewählt und tragen das Gepräge der Zeit und des

Ortes an sich. Dreizehnlinden, Bodinkthorpe und Aldinghaus haben wir schon erwähnt bei der Erörterung über den Schauplatz der Dichtung. Der Habichtshof als Wohnsitz der Falken ist trefflich erfunden. Die zahlreichen Personennamen tragen insgesamt altsächsisches Gewand: Elmar, der Falk, Bodo, der Gaugraf, Hildegunde, seine Tochter, Badurad, der Bischof, Warin, der Abt, Markward, der Prior, Beda und all die Mönche von Dreizehnlinden; Swanahild, die Drude, Thiatgrim, der Wodanspriester, Thorkell, der Wiking, Alfrik, Elmars Vater, Irmintrude, seine Mutter, Diethelm, Fulko, Eggi, Isenhard, Aiga, Gero, Wolf und Rolf vom Turm, Dodiko vom Eberbronnen, Rab der Eschenburger, Katla von der wilden Wiese, Radegund von Baddenhausen; und aus dem Lehnsregister des Klosters: Brunicho von Wulfhardseichen, Digg von Düsterloh, Friedemar von Rohrbeck, Asmar von Aldanthorpe, Hathugrim vom Donnerberge u. s. w.: alles Namen, die uns die alten Sachsen so lebendig in Erinnerung rufen, als wären wir unter ihnen.

Auch die Sprache heimelt uns häufig an, als wären es Töne aus sächsischer Vorzeit, besonders die „Dingstätte“ mit all ihren technischen Ausdrücken. Am meisten aber trägt zu diesem altertümlichen Charakter der Sprache bei die ungemein reichliche Verwendung der Allitteration oder des Stabreims, des einzigen Reimspiels in der altdeutschen Poesie.

Gehen wir zu den Leuten selbst über, und sehen wir, welches Bild der Dichter von Kultur und Volksleben entwirft.

Eigentliche Bildung und Unterricht brachten erst die christlichen Mönche ins Land. Die jungen Sachsen waren ein schwieriges Feld zum Bebauen, und nicht nur die christliche Lehre war diesen Flachsköpfen schwer zu fassen, sondern jede bildende Unterweisung kostete lange und harte Mühe. Das Lesen war für sie „ein dornenvolles Rätsel, dessen Lösung kaum zu finden“, das Schreiben ein „hohes Ziel, nur auserwählten Fingerkünstlern zu erreichen“. Auch höherer Unterricht, das Trivium und Quadrivium, wurde erteilt, doch „nur begabtere Schüler wurden höheren Zwecken zugeleitet“; weil aber der deutschen Zunge Laute noch schwerfällig und ungelenk waren „gleich den ersten Schritten eines Hünenkindes im Heidekraute“, so wurde dabei die lateinische Sprache gebraucht.

Auch für litterarische Erzeugnisse bedienten sich Gelehrte und Dichter der kurzen, schneidigen Sprache der römischen Weltbezähmer, bis der Heliand erschien.

Ackerbau, Viehzucht, vorzüglich Krieg und Jagd, aber auch Zechgelage und Götterdienst waren die Beschäftigung der alten Sachsen. Kurz und bündig schildert sie der Dichter:

Unentwegt auf freier Hufe,
Grundentsprossen, grundverwachsen,
Wurzelfest wie seine Eichen
Saß der edle Stamm der Sachsen.

Stätig bauten sie die Scholle,
Hüteten auf brauner Heide
Sorgsam Bien' und Schaf und zogen
Rind und Roß auf Trift und Weide;

Übten, wie die Väter thaten,
Sprung und Wurf und Lanzenbrechen,
Oder griffen rasch zum Eisen,
Frevelthat und Schimpf zu rächen;

Brauten Met und zechten tapfer,
Trotzten auf der Jagd den Wettern,
Und am heil'gen Opferkessel
Dienten sie den alten Göttern. (21, 6—22, 4.)

Wild und unbändig zwar waren sie im Krieg, aber nicht ausdauernd, so daß Elmar es gar diesem Umstand zuschreibt, daß sie von den Franken unterjocht wurden.

„Nicht zum Kriege, nur zum Kampfe
Zieht der Sachse; schnell zu schlagen,
Ist sein Sinn, um heimzukehren
Und daheim den Hirsch zu jagen.

Länger lag er nie zu Felde,
Als er nicht den Pfühl entbehrte,
Als im Sack der Haferkuchen
Und der Trunk im Legel währte." (149, 2 u. 3.)

Ackerbau und Viehzucht waren meist dem Gesinde und den Hörigen überlassen; aber auch freie Bauern gab es, besonders seit dem Einfluß des Christentums; und so zerfiel der Stamm in Bezug auf gesellschaftliche Rangordnung in drei Klassen, wie der Dichter sie bei der Dingversammlung anführt:

Unter Friggas heil'gem Baume
Scharten sich die Gaugenossen:
Edelinge, freie Bauern,
Eigner Leute niedre Sprossen. (118, 2.)

In administrativer Hinsicht war das Land seit Karl dem Großen in Gaue geteilt, welche von Gaugrafen verwaltet wurden, die der Frankenkönig ernannte. Um diese zu einer weisen und gerechten Verwaltung anzuhalten, wurden in unregelmäßiger Zeitfolge von Aachen aus königliche Sendboten geschickt, bei denen jeder gegen etwaiges Unrecht von seiten des Gaugrafen Klage führen durfte.

Die Rechtspflege war dem Ding belassen unter dem Vorsitz des Gaugrafen. Ein treues Bild desselben wird in dem Gesang „Auf der Dingstätte" geboten. Einige Verbrechen waren aber doch dem König oder seinem Sendboten zur Verurteilung vorbehalten.

Die Steuereinnahme, die, nachdem sie vom König durch seinen Boten geregelt war, dem Gaugrafen oblag, giebt Veranlassung zu lauten Klagen, welche die Weiber im „Landsturm" erheben:

„Neue Gülte, Zins und Zehnten
Von der Wolle, von dem Flachse:
Von dem Honig neue Zehnten,
Neue Zehnten von dem Wachse;

Immer Dienst und Buß' und Brüchte,
Daß der Schatz des Königs wachse:
Immer Zehnten, neue Zehnten,
Immer zahlen muß der Sachse!" (168, 1 u. 2.)

Die Steuern wurden also in Naturalien bezahlt; es lastete ein schwerer Druck auf dem Sachsenvolk, und gewaltsame Pfändungen waren nicht selten, wie das Katla im „Landsturm" beweist.

Merkwürdige Aufschlüsse erhalten wir über die Lehnsverhältnisse im kleinen durch das Register, in welchem alle Lehnsleute des Klosters mit ihren respektiven Verpflichtungen verzeichnet sind: es ist gleichsam ein eigentümliches Genrebild, welches der Dichter im Eingang des XXI. Gesanges vor uns aufrollt.

Auch über die Wohnungsverhältnisse werden bemerkenswerte Mitteilungen gegeben. Dem freien, unabhängigen Sinn

der Sachsen entsprechend, lagen die Wohnungen meist isoliert, vom Grundeigentum umgeben. Daher die vielen Höfe, von welchen die Dichtung spricht: die „Sattelhöfe im Lande der Engern“, die Freihöfe, die Edelhöfe. Finden sich die Wohnungen auch zu Dörfern vereinigt, so waren sie doch nicht aneinander gereiht. Einfach, aber stark, kräftig und warm für den langen Winter, von tief herunterreichenden Strohdachschwingen geschützt, war das Haus des Sachsen gebaut und an den Giebeln mit holzgeschnitzten Pferdeköpfen versehen, um „Wicht und Kobold fernzuhalten“. Abseits von der Herrenwohnung lagen die rauchgeschwärzten Hütten des Gesindes. Eine genaue Schilderung giebt uns der Dichter vom Habichtshof. (S. 20 u. 21.)

Bei der Schilderung des Lebens der alten Sachsen übergeht der Dichter die Edelinge fast gänzlich. Der Falke hatte ihnen einen zu bitteren Vorwurf der Erschlaffung zu machen, als daß ihr Leben des Merkwürdigen viel bieten sollte. Mit desto größerer Vorliebe wendet sich der Dichter dem Volksleben zu.

Am Opfersteine wohnen wir dem Götterdienst bei. Das Pferd galt als heilig, wie schon die geschnitzten Pferdeköpfe am Hausgiebel beweisen. Daher ein geweihtes Fohlen geopfert wird. Die Stille und Heimlichkeit der Nacht, die das von den Franken verpönte Heidentum aufsuchen muß, die trauerumwehte Feier zu Ehren des milden Balder, dessen erlösende Wiederkehr alle sehnsüchtig hoffen, der wehmütige Gesang und die fromme Andacht der Menge beim Opfermahl: alles vereinigt sich zu einer ergreifenden Schilderung, die unser Gemüt nicht ohne Rührung läßt.

Ein Bild von heiterem Leben bietet uns dagegen das Erntefest zu Bodinkthorpe. „Um den Rest der Haferwellen ward das Weidenband geschlungen“. Nicht allzu eifrig dürfen die Schnitter das letzte Hälmlein auflesen; die letzte Garbe muß für des alten Wodans Roß zurückgelassen werden, dann giebt es reicheren Segen fürs nächste Jahr. Auf dem letzten Wagen, der eben schwerfällig dem Hofe zuschwankt, sitzen Aiga und die jüngeren Schnitterinnen, mit Blumen bekränzt; auch Kord, der Fiedler, und Dierk, der Pfeifer, sind unter ihnen und begleiten des Stoppelliedes Weise, die laut und lustig

über die Felder hinklingt. Zu Hause wartet der Graf mit den geladenen Gästen, bis der Wagen herein ist. Dann tritt der treue Verwalter vor und berichtet, daß der ihm anvertraute Same reichliche Frucht gebracht hat; daß er aber auch gesorgt, damit der Bilwißreiter, „der die Halme, welche er während des Johannisläutens auf seinem Bock umreitet, für sich beanspruchen darf“, dieses Jahr nicht viel bekomme: er selbst hatte zum Strange gegriffen, damit das Läuten nicht zu lange dauere. Auch ein Festspruch wird gehalten, worauf der Graf dankt, und nun setzt sich das Schnittervolk zum Schmaus. Brauner Met harrt in vollen Krügen, und alle thun sich gütlich nach der Bauernregel: „Iß und schweig, doch versäume nicht zu trinken.“ Bald gewinnt die Heiterkeit aller Herzen, und kaum ist das Mahl zu Ende, so beginnt der fröhliche Erntetanz. Köstlich ist es, daß gerade der lahme Kuhhirt dazu auffordert:

„Fort mit Tischen und mit Bänken!
Dierk und Kord, nun pfeift und fiedelt,
Daß wir uns im Reigen schwenken!“ (84, 4.)

Und nun wirbeln alle im Kreise dahin:

Hell und lustig klang die Flöte,
Hell und lustig sang der Bogen,
Und der Knaben Zipfelmützen
Und die Mädchenzöpfe flogen. (84, 5.)

Noch jetzt ist diese Erntefeier in manchen Gegenden Sitte, wie auch Schiller in seinem „Lied von der Glocke“ andeutet.

Ein ernsthaftes Gemälde führt uns der Dichter im zehnten Gesang „Auf der Dingstätte“ vor; es ist die Darstellung einer Gerichtsversammlung bei den alten Sachsen, mit allen vorbereitenden Bedingungen zur Gültigkeit, mit allen Umständen, mit allen Instanzen für den Angeklagten, mit allen Formen der Prozedur, Klage, Widerrede, Zeugenbeweis, Eideshelfer, Verurteilung, Bestrafung und Berufung, und das alles mit der technischen Sprache und den stehenden Ausdrücken des Gerichtsverfahrens der damaligen Zeit. Alle Einzelheiten sind so scharf ausgeprägt und lebendig dargestellt, daß das Ganze sich wie eine Scene auf der Bühne vor unsern Augen abspielt. Das ernste Gemälde wird um so ernsthafter, weil der Dichter die Gerichtsversammlung mit der epischen Handlung

aufs engste verknüpft hat. Das an sich merkwürdige Gerichtsverfahren erschiene vielleicht trocken, wenn nicht gerade unser Held der Gegenstand desselben wäre. Auch das Erntefest hat der Dichter in geschickter Weise mit der Handlung zu verbinden gewußt, so daß diese Kulturbilder durchaus nicht als Zuthat noch als Digressionen erscheinen.

Eine merkwürdige Scene sächsischen Volkslebens bildet „der Landsturm“; es ist nichts anders als ein Akt der Volksjustiz. Die Überschrift ist nicht ohne Humor gewählt. Der Landsturm bezeichnet nämlich die letzte Wehrkraft des Landes. Bei den alten germanischen Stämmen waren dies, wenn der ganze Stamm auszog, die Weiber; sie feuerten die Männer an, verteidigten die Wagenburg und griffen sogar selbst zu den Waffen, wenn alles verloren schien. Die Sachsenfrauen erscheinen hier als würdige Nachkommen ihrer Geschlechtsvorfahren: sie bilden den Landsturm. Zwar handelt es sich nicht um offenen Schlachtkampf, sondern um die Bestrafung des Königsboten. Die Männer vermochten gegen ihn nichts; gegen die Frauen aber konnte er nichts ausrichten. Mußten auch die Männer sich alles gefallen lassen, Steuerlasten und Bedrückungen aller Art, so durften doch die Frauen es sich herausnehmen, der allgemeinen Unzufriedenheit Ausdruck und, wie hier, sogar Nachdruck zu geben. So kommen denn die Frauen als Landsturm heran, ziehen den Schurken zur Rechenschaft und üben Gerechtigkeit an ihm. Ergötzlich ist es, den feigen Menschen auf dem Erlenklotze sitzen zu sehen, stumm, weiß wie Kreide, „wirr das Haar und irr das Auge, um den Hals die gelbe Weide“, vor ihm die grimme Katla mit dem blitzenden Messer, um sie herum zwanzig Dutzend schreiende Weiber mit Birkenruten. Geschmäht und verhöhnt, mit abgeschnittenem Bart wird er dann bis zur Grenze geführt, tüchtig durchgehauen und endlich laufen gelassen. Er kehrt nicht wieder. Diese wohlangebrachte Lynchjustiz als Abschlagszahlung für eine Reihe von Verbrechen erfüllt uns mit Genugthuung. Auch hier hat der Dichter die Verbindung mit der Haupthandlung nicht außer acht gelassen: des Falken Schicksal treibt die Weiber zur Rache an.

Sogar das gemütliche Familienleben weiß der Dichter uns vorzuführen in dem Gesang „Beim Weben und Nähen“. Es

ist ein liebliches, wohlthuendes Idyll. Um die stille, bleiche Herrin, die ruhig und würdevoll ihres Amtes waltet, alles beachtend, Lob nickend, Tadel winkend, ist das Gesinde von Bodinkthorpe vollzählig versammelt. Draußen tobt der kalte Wintersturm zur Zeit der heiligen Zwölfe, der zwölf Nächte vor und nach der Wintersonnenwende; in dem großen Speicher aber ist es warm und traulich. Die starken Mägde sitzen am Webstuhl, die kleinen nähen emsig wie Bienen. Für die Weihnachtsspende muß Winterwat geschaffen werden, Gesinde und Arme damit zu beschenken; auch „dies und das ist noch zu besorgen für Haus und Gäste“. Die ernsten Knechte sind mit Schnitzeln beschäftigt. Alles ist rührig, und die Arbeit wird gewürzt durch lebhafte Unterhaltung, die bald in heiterem Tone die Lachmuskeln erregt, bald durch Schauergeschichten vom Hackelbernd dem Himmelshünen und seiner wilden Jagd, der eben während der heiligen Zwölfe Gewalt gegeben wird, die Furchtsamen mit Schrecken erfüllt, um so mehr, da einer und der andere selbsterlebte Züge zu erzählen weiß. Auch ein kleiner Zwist fehlt nicht, der das liebliche Bild noch mehr belebt und der Herrin Ansehen an den Tag legt. Mit der Handlung selbst ist diese häusliche Scene nur insofern verbunden, als sie zur Charakteristik Hildegundens und Aigas einige Züge beifügt. Aber wir weilen gern in diesem trauten Kreise, nehmen mit Vergnügen teil an diesem altsächsischen Stillleben, welches so lebendig und so anschaulich geschildert wird, und horchen mit Spannung den Schaudermären, welche im Munde des Volkes leben und die bis heute in seinen Unterhaltungen an Winterabenden sich frisch und lebendig forterhalten haben.

Form und Darstellung.

Nach all den ruhmvollen Aussprüchen der öffentlichen Presse, von denen wir einige in der Einleitung angeführt haben, und die über den Inhalt unserer Dichtung sowohl als auch über deren Form und Darstellung die höchste Anerkennung an den Tag legen, dürfen wir uns in unserem diesbezüglichen Urteil kurz fassen. Es läßt sich nicht bestreiten, daß Form und Darstellung im allgemeinen vollendet schön, oft wirklich hinreißend sind. Die Sprache ist so rein, daß der strengste, exklusivste Purist nichts daran auszusetzen findet; sie ist in Satzbau und logischer Struktur so biegsam und so wohlklingend, daß unsere moderne deutsche Sprache beinahe den Charakter und das Gepräge, die knappe Bündigkeit und Elasticität der altklassischen Sprachen erhält. Diese nervige Biegsamkeit der kräftigen, gedrungenen Sprache ist zum Teil dem energischen Naturell zu verdanken, welches unserm Dichter eigen ist und sich in allen seinen Dichtungen kundgiebt; zum Teil hat Weber sie auch gelernt im Umgang mit den alt- und mittelhochdeutschen Dichtern, an deren durchsichtige, gleichsam krystallisierte Formen Dreizehnlinden oft erinnert. Weber hat durch seine historischen Sprachstudien seinen eigenen Sprachschatz so geklärt und bereichert, daß seine Dichtung infolge der ungemein reichlich vorkommenden allitterierenden Wörter und durch die Wiederaufnahme einer Menge von treffend gewählten, gehaltvollen Ausdrücken aus der älteren deutschen Sprache ein überaus wohlthuendes Gepräge des Altertümlichen bekommen hat, welches vortrefflich zu dem kräftigen Wesen der alten Sachsen paßt. Seine Sprache ist so bestimmt im Ausdruck und so kräftig gedrungen im Satzbau, daß er mit dem kurzen Vers sich prächtig zurechtfindet und mehr hineinzubringen versteht, als andere Dichter in längeren Zeilen

kaum untergebracht hätten. In Dreizehnlinden vereinigen sich Wohllaut der Sprache, schöner Stil, Tiefe des Gemütes, Aufrichtigkeit und Wärme der Gefühle, Großartigkeit der Auffassung, Neuheit der Gedanken, überraschende Redewendungen und besonders plastische Anschaulichkeit der Schilderung und Darstellung durch ungemeinen Reichtum an treffenden Bildern und Vergleichen zu einer solchen Vollendung des Ganzen, daß die Dichtung unbedingt zu dem Besten gerechnet werden muß, was die moderne Zeit hervorgebracht hat. Die in der Einleitung angeführten Zeugnisse bestätigen dieses Urteil vollends.

Wir dürfen uns aber nicht verhehlen, daß Dreizehnlinden bei einer ersten Lektüre manchen Lesern schwerverständlich, unklar und sogar monoton vorkommt, und die Ursache dieses Mißstandes glauben wir in folgendem gefunden zu haben. Zunächst ist es der kurze, bündige Stil, an den sich der Leser erst etwas gewöhnen muß, ehe er ihn vollständig erfaßt und versteht. Für das Ohr allein ist es oft schwierig, den Sinn des gedrungenen Satzes und die Beziehungen der verschlungenen Redeteile herauszufinden; es muß das Auge mit zu Hilfe genommen werden, und manchmal muß der Neuling einen Satz wiederlesen, um ihn zu verstehen, bis er sich an den gedrungenen Stil gewöhnt hat. Dann wird aber auch der Genuß um so größer. Doch führt diese gedrängte Kürze hie und da wirklich zu einem Mangel, den alles Bekanntwerden mit der Ausdrucksweise des Dichters zu heben nicht im stande ist. Hiermit möchten wir besonders die lakonischen Verbindungssätze hervorgehoben haben, die an und für sich schon etwas herb anzuhören sind, besonders weil oft das Subjekt oder das Zeitwort oder gar beide fehlen; geradezu störend wird das Anhäufen derselben, wie z. B. S. 335 und 336, wo beinahe jede Strophe mit einem dieser Verbindungssätze beginnt. Einzelne Verse leiden auch an diesem Lakonismus und werden durch die ungewöhnlichen Wortbildungen behufs Kürze geradezu schwerfällig, z. B. 338, 3 Vers 4 „Hungerregung, Durstverspürung“. Eine zweite Ursache ist wohl das Versmaß. Die Wahl des Metrums ist schon richtig getroffen, indem die langsam ernste trochäische Zeile zu dem traurig ernsten Grundcharakter der Dichtung durchaus paßt und harmoniert. Der Dichter handhabt dasselbe mit ungewöhnlicher

Meisterschaft, und der gefährliche Leierton, in den dieser vierfüßige trochäische Vers so leicht verfällt, ist durch den Wohlklang der Verse und die Lebendigkeit der Darstellung beinahe vollständig überwunden und vermieden; über dem fesselnden Inhalt denkt man nicht daran, das Metrum einförmig oder leierhaft zu finden. Aber bei der ersten Lektüre ist eben der Inhalt manchmal noch schwer, und da mag denn wohl das wechsellose trochäische Metrum ermüdend erscheinen. Es könnte eingewendet werden, daß überhaupt alle größeren epischen Dichtungen sich an das Versmaß halten, welches sie von Anfang an einschlagen. Darauf ist zu erwidern, daß der epische Vers gewöhnlich länger ist, oder überhaupt ein Metrum anderer Natur, welches nicht so leicht monoton wird, als der Trochäus mit der beständig fallenden Bewegung. Daktylische Hexameter lesen wir ohne jede Ermüdung; auch der fünffüßige Jambus, unser dramatischer Vers, und die Nibelungenstrophe werden uns nicht monoton; die steigende Bewegung hält uns mit leichter Mühe aufrecht. Am leichtesten wäre wohl in den lyrischen Gesängen einige Abwechselung im Metrum möglich gewesen. — Der Strophenbau ist einfach und gefällig; das Reimspiel der zweiten und vierten Zeile mit dem vollgereimten Trochäus klingt durchweg überraschend schön. Nur hat der Dichter sich nicht immer strenge Reinheit des Reimes zum Princip gemacht, und hie und da verschwindet dieses musikalische Element beinahe gänzlich, weil der Gleichklang zu wenig hörbar ist, z. B. 13, 4., Römer — Weltbezähmer; 228, 6., Degen und Mögen; 348, 5., Geschlechter — Töchter; u. a.

Beeilen wir uns aber hinzuzufügen, daß es uns nicht einfällt, ob dieser kleinen Mängel, die wir mehr der Vollständigkeit wegen als aus Überzeugung von ihrer Wichtigkeit hervorgehoben haben, uns den Genuß der herrlichen Dichtung verkümmern zu lassen: es sind Kleinigkeiten, die im Gesamtbilde verschwinden.

Dreizehnlinden ist ein vollendetes Kunstwerk, großartig in seiner Idee, prachtvoll in seiner Entfaltung und nahezu tadellos in seiner Ausführung, ein unvergängliches Denkmal für den Dichter selbst, ein erhabenes Monument für sein engeres Vaterland, dem er es widmet, und für die christliche Religion,

die er verherrlicht; eine Zierde der deutschen Litteratur, eine Quelle hohen Genusses für alle Freunde von Poesie und, was noch mehr ist, einer wohlberechtigten Freude für jedes katholische Herz.

Dreizehnlinden ist eine wahrhaft klassische Dichtung, die vor vielen anderen auch noch den überaus wertvollen Vorzug hat, daß wir sie mit Vertrauen und Zuversicht der Jugend in die Hand geben können: hier kann sie Schätze schöpfen für den Geist, hier findet sie Charakterfestigkeit und Tugend für die Bildung des Herzens; hier darf sie genießen, hier darf sie schlürfen bis zum letzten Vers, ohne daß wir zu fürchten brauchen, es möchte auch nur ein einziger Tropfen Gift in dem unschuldigen Gemüt einen Todeskeim zurücklassen: im Gegenteil, je tiefer die Jugend in diese Dichtung eindringt, desto mehr wird sie sich gestärkt und gehoben fühlen, desto kräftiger wird sie angespornt zu den Idealen des Wahren, des Guten und des Schönen. Möge Webers edle Dichtung stets erfolgreich wie bis jetzt die empfänglichen Herzen der Jugend anziehen und begeistern für Poesie und Kunst, für Religion und Tugend, für Gott und Vaterland!

Zum Schluß unserer Studie über Dreizehnlinden möchten wir aus der reichen Auswahl sinniger Sprüche und Sentenzen, welche die kernige Dichtung auszeichnen, ein Sträußchen zusammenbinden, daß es aufbewahrt werde „zum Angedenken“.

1. Knabenzucht will harte Hände. — 24, 4.

2. Nicht dein Herz nach deinem Wunsche,
Nach der Pflicht frag' dein Gewissen. — 38, 3.

3. . . . . . Herbe Tränke
Müssen hartes Siechtum schweigen. — 39, 1.

4. Saust dem müden Wandervogel
Quer der Sturmwind ins Gefieder,
Gern an menschenferner Stelle
Läßt er sich im Walde nieder. — 48, 5.

5. Mut giebt Sieg! — 98, 3.

6. Achtsam kann das Reh sich hüten
Vor des Bären plumper Tatze;
Schwerlich, bückt es sich zum Brunnen,
Vor dem Sprung der falschen Katze. — 112, 1.

7. Selbstlos, arm, freiwillig unfrei
Soll der Mensch sich aufwärts wenden. — 114, 3.

8. Wie ein heilig Wasser läutert
Thränenflut den Reuevollen. — 115, 1.

9. Einzler Baum ist leicht zu fällen,
Rast der Sturm ihm ins Geäste:
Kracht die Wurzel, schnell entflattern
All die Finken, seine Gäste. — 131, 5.

10. Färbt sich rot die Spur des Bären,
Wächst der Mut auch feigen Hunden. — 137, 4.

11. Dreister Griff gebührt dem Dreisten,
Doch ins Tolle stürmt ein Toller. — 150, 4.

12. List ist stärker als die Stärke,
Denn der Stärkste muß ihr weichen. — 157, 4.

13. Menschenbrust, wohl bist du tiefer
Als des Berges tiefste Schlünde;
Menschenherz, wohl rätselhafter
Bist du als die Meerabgründe! — 197, 5.

14. Einsamkeit ist Seelennahrung;
In der Stille kommt dem Geiste
Rechte Geistesoffenbarung. — 223, 1.

15. . . . Heimkehr zu sich selber
Wird im Schmerz allein gefunden. — 223, 6.

16. . . . . . Unsterblich ist das Gute,
Und der Sieg muß Gottes bleiben. — 227, 5.

17. Wie das Gold den Durst nach Golde,
Mehrt der Ruhm die Gier der Degen,
Denn je mehr die Menschen dürfen,
Desto dreister wird ihr Mögen. — 229, 1.

18. Hinkt sie auch, es kommt die Rache;
Schleicht sie auch, es naht die Sühne. — 232, 3.

19. Über abgrundtiefe Rätsel
Huscht der Mensch mit leichtem Sinne
Sorglos, wie auf blauen Schlünden
Spielt und tanzt die Wasserspinne. — 236, 2.

20. Andre Zeiten, andre Menschen,
Andre Menschen, andre Götter;
Einer bleibt, der Ewigstille,
Unentwegt vom Zeitenwetter. — 237, 2.

21. Müh' zur Lust ist eitle Mühe,
Nutzlos, wie dem Meer der Regen:
Arbeit, die nicht andern frommet,
Das ist Arbeit ohne Segen. — 245, 4.

22. . . . . . Frauenwaffe
Ist Gebet und stilles Warten. — 261, 5.

23. Zwingt die Macht der Menschen Nacken,
Menschenherzen zwingt die Güte. — 290, 5.

24. Duldersinn ist Frauensache. — 295, 4.

25. Jugend meint, und ihre Meinung
Ist wie Dünensand im Winde. — 304, 3.

26. . . . . . In jungen Herzen
Frühlingsschnee ist Wunsch und Wille. — 312, 1.

27. In des Zweifels Finsternissen
Spricht am sichersten und klarsten
Das Gesetzbuch im Gewissen. — 330, 2.